Band 830 ● 2,00 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

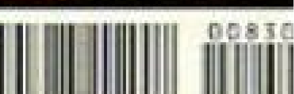
Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Vampirloch

Band 830 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Das Vampirloch

John Sinclair Nr. 830

von Jason Dark

erschienen am 31.05.1994

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Das Vampirloch

Auf einmal roch Eddy Figueras Blut. Er starrte auf das gekippte Fenster, als käme der Blutgeruch von dort, doch das stimmte nicht. Der Geruch hatte seinen Ursprung in der Küche, in der Eddy hockte.

Figueras würgte. Da auch sein Speichel nach Blut schmeckte, überkam ihn der Ekel, und er schüttelte sich.

Reiß dich zusammen! befahl er sich. Sei kein Narr! Du mußt jetzt ruhig sein und die Nerven bewahren. Den Blutgeruch bildest du dir nur ein. Und wenn nicht, dann muß er draußen seinen Ursprung gehabt haben.

Vielleicht im Hof…?

Nein, wieso auch? Das war nicht möglich, denn diese Ursache wäre sicherlich auch von Nachbarn bemerkt worden, und Reaktionen hatte es nicht gegeben. Er glaubte zudem nicht daran, daß er allein den Blutgeruch wahrnahm, dafür gab es keine vernünftige Erklärung.

Aber er war da, und er blieb auch!

Ebenso wie Eddy, der nicht unbedingt aufstehen und in die Firma fahren mußte. Als Außendienstler konnte er sich seine Zeit einteilen. Der erste Termin lag ziemlich spät, gegen Mittag. Bis dahin waren es noch einige Stunden.

Er schaffte es, sich zusammenzureißen. Ganz ruhig, als wäre nichts geschehen, blieb er am Frühstückstisch sitzen. Nur seine Augen bewegten sich, sie waren auf der Suche nach der Ursache. Sie sollten die Quelle des Geruchs ausfindig machen, doch es gab keine, zumindest sah er sie nicht.

Da er sich schon zur Ruhe gezwungen hatte, tat er so, als wäre alles völlig normal. Er ließ seinen Blick über den Tisch wandern, auf dem das Frühstück stand.

Da schimmerte der Kaffee braun in der Tasse. Daneben stand der Teller mit dem Brot, das sich Eddy gerade mit Konfitüre hatte bestreichen wollen. Das Frühstücksei hatte er gegessen. Die Eierschalen lagen auf dem Becher. Da war das blanke Besteck; auf der Warmhalteplatte schimmerte die metallene Kanne, und selbst an den Orangensaft hatte er gedacht, denn Eddy war ein Mensch, der sehr gern und auch intensiv frühstückte. Er gehörte nicht zu den Junggesellen, die hastig ihren Kaffee im Stehen tranken, sich dabei noch anzogen und aus der Wohnung eilten. Für ihn mußte der Tag mit einem gewissen Ritual beginnen.

Ach ja, und die Zeitung lag noch auf dem Tisch. Doch gelesen hatte er sie noch nicht.

Eddy stand auf.

Ruckartig, wie jemand, der sich zu einer bestimmten Tat entschlossen hatte. Bei Eddy war es der Gang zum Fenster. Er wollte es ganz öffnen, sich hinauslehnen, um herauszufinden, woher dieser verfluchte Geruch stammte.

Figueras hatte den Eindruck, daß sich der Geruch abschwächte, je näher er dem Fenster kam. Er konnte sich auch irren, so genau wollte er sich da nicht festlegen.

Die kalte Novemberluft traf ihn. Figueras wohnte im Erdgeschoß. Von der Küche aus schaute er auf die kleine Grünfläche, die zwischen den vor kurzem erst fertiggestellten Häusern angelegt worden war. Wer hier lebte, mußte schon gut verdienen, denn die Mieten waren nicht niedrig.

Eddy schob die Gardine zur Seite und öffnete das Fenster ganz. Er schaute auf die Parkplätze, wo nur wenige Fahrzeuge standen. Er sah

die Buschreihen, die die Parktaschen voneinander trennten, und er sah den Hausmeister, der mit einem breiten Besen das Herbstlaub zusammenfegte.

Der Mann schaute zufällig in Eddys Richtung, sah ihn und winkte. Eddy kannte den Hausmeister nur als einen leutseligen Menschen. Wäre dem etwas aufgefallen, hätte er sicherlich auch einige Worte gesagt, so aber war es beim nachbarschaftlichen Winken geblieben.

Eddy blieb am Fenster. Er drehte seinen Kopf nach rechts, anschließend in die andere Richtung. Er nahm die frische Herbstluft wahr, durch die auch noch der Geruch des feuchtfauligen Laubs schwebte, der für diese Jahreszeit so typisch war.

Aber kein Blutgestank.

Dem Hausmeister war aufgefallen, daß Figueras noch immer am Fenster stand. Er lehnte seinen Besen gegen die Mauer, wischte die Handflächen am Stoff des grauen Kittels ab und schlenderte auf den Mieter zu. Er schaute den Mann mit den schwarzen, lockigen Haaren an, der seine spanische Herkunft nicht verbergen konnte. Der Hausmeister beneidete ihn wegen seiner dunklen Hautfarbe.

»Keine Termine heute, Mr. Figueras?«

»Schon, George, aber nicht heute morgen.«

»Das ist gut.«

»Dafür arbeite ich oft bis in die Nacht hinein. Irgendwo gleicht sich wieder alles aus.«

»Da haben Sie recht.«

Figueras lächelte etwas kantig. Er war nicht auf den Mund gefallen, das durfte er in seinem Job auch nicht, aber in diesem Moment fiel ihm nicht ein, wie er den Hausmeister auf ein bestimmtes Thema ansprechen sollte. Er bot ihm deshalb eine Zigarette an.

»Danke, die nehme ich gern.«

»Ist auch ein anderer Geruch«, sagte Eddy, beugte sich vor, um George das Feuerzeug zu reichen.

»Wie meinen Sie das, Mr. Figueras?«

»Nur so.«

»Stört Sie was?« George blieb mit seiner Frage am Ball. Er merkte nicht, daß er Eddy damit einen Gefallen getan hatte, obwohl der noch immer nicht so recht mit der Sprache heraus wollte.

»Was heißt stören, George? Ich hatte vorhin den Eindruck, als röche es in meiner Küche nach Blut.«

»Hä?«

»Ja, Sie haben richtig gehört, nach Blut.«

Dem Hausmeister wäre fast der Glimmstengel aus der Hand gefallen. Er grinste und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. »Sie… Sie meinen wirklich, daß es nach Blut gerochen hat?«

»Ja.«

»Kann ich mir nicht denken.«
»Wollen Sie mal die Nase bei mir reinstecken?«
George wollte noch nicht. »Haben Sie sich denn geschnitten, Mr. Figueras?«
»Nein, habe ich nicht.«
»Woher stammt dann der Geruch?« Der Hausmeister zeigte ein skeptisches Grinsen. »Ich kann ja mal mitkommen und mitriechen«, schlug er vor und wollte lachen, was er allerdings nicht tat, als er das ernste Gesicht des Mieters sah.
»Ja, kommen Sie.«
»George!«
Der Hausmeister zuckte zusammen, als er die schrille Stimme der Frau hörte. »Verdammt, meine Alte! Sorry, Mr. Figueras, ich kann jetzt nicht. Ich habe Helen versprochen, sie zum Einkaufen zu fahren. Soll ich später mal vorbeikommen?«
»Das hat keinen Sinn, da bin ich auf Tour.«
»Sie können auch am Abend klingeln.«
»Ich weiß Bescheid.« Das wußte Eddy wirklich, denn der Hausmeister war immer froh, wenn er ein Schwätzchen halten konnte und seiner Frau für einige Stunden entwischte.
Figueras schaute ihm nach, wie er wegging, bevor er sich seufzend umdrehte. Noch spürte er die kalte Luft in der Nase, was sich allerdings änderte, als er tiefer in die Küche ging.
Da war der Geruch wieder!
Eddy besiegte die Gänsehaut. Je näher er an den Küchentisch herantrat, um so mehr verstärkte er sich. Der Vertreter suchte nach einem passenden Ausdruck, und ihm kam nur der Begriff vollmundig in den Sinn, der ihm in diesem Zusammenhang überhaupt nicht gefiel.
Neben seinem Stuhl blieb er stehen. Das Fenster hatte er nicht wieder geschlossen. Die Kälte des grauen Tages kroch in die Küche, und Eddy glaubte, daß ihm dieser Geruch genau von unten her in beide Nasenlöcher stieg.
Von unten…?
Da war der Tisch, der Boden. Er suchte letzteren nach irgendwelchen Blutflecken ab. Es war nichts zu sehen. Nur die normalen Steinfliesen, rein und fleckenlos.
Er schluckte. Sein Gesicht hatte sich leicht gerötet, als er wieder stand. Seine Augen brannten entsetzlich.
Wieder schnupperte er und senkte den Kopf dabei dem Tisch entgegen, wo das Frühstück stand.
Ja, da war der Geruch intensiver!
Eddy bekam es mit der Wut zu tun. Er fing an zu suchen. Er schob das Geschirr zur Seite, auch das Besteck, doch er entdeckte nicht den kleinsten Blutfleck.

Und doch hatte sich der Geruch verstärkt.

Eddy ballte vor Wut die Hände zu Fäusten. Er sah direkt vor sich die zusammengefaltete Zeitung und senkte den Kopf noch tiefer.

Ja, das war die Quelle!

Die Zeitung roch nach Blut!

Das konnte nicht wahr sein. Er nahm sie hoch, wollte sie wegschleudern, als aus der Zeitung der zusammengefaltete Reklamebogen hervorrutschte, blutrot, mit schwarzen Buchstaben bedruckt.

Figueras stand unbeweglich auf dem Fleck und starrte die Reklame an. Er sah sie nicht nur, er roch sie auch, denn der Blutgeruch ging von diesem bedruckten Reklamebogen aus…

***

Eddy Figueras wollte es selbst nicht glauben. Er stand da und wußte nicht, wie er das alles in die Reihe bringen und was er dabei denken sollte. Es war unmöglich, es war verrückt, völlig irrational.

Blutgestank aus bedrucktem Papier! Das grenzte schon an Wahnsinn, doch ein Irrtum war ausgeschlossen. Eddy beugte sich wieder vor, atmete tief durch die Nase ein dann nahm er den Bogen in die Hand setzte sich und faltete das Reklameblatt auseinander.

Im ersten Moment zuckte er zurück, weil ihn das blutrote Papier irritierte. Seine Dichte war nicht überall gleich, zum unteren Rand hin nahm sie zu.

Trotzdem fiel die schwarze Zitterschrift deutlich auf. In großen, beinahe schon traurig anmutenden Buchstaben war der Begriff auf den roten Untergrund gezeichnet oder gedruckt worden.

Er las, doch die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Einige Male mußte er zwinkern, und mit bebenden Lippen las er dreimal den Namen Vampirloch.

Dabei schüttelte er den Kopf.

Figueras merkte nicht, wie er förmlich in den Bann dieses fremden Phänomens gezogen wurde.

Einige Male wischte er fahrig über seine Stirn, dann hatte er sich wieder unter Kontrolle und las weiter. »Kommen Sie zu uns. Erleben Sie Londons blutigsten Ort…«

Er schüttelte sich, aber er interessierte sich trotzdem für die Adresse.

Das Lokal lag in der City, nicht weit vom Hyde Park entfernt gehört hatte er von diesem Lokal noch nie, obwohl er in London viel unterwegs war und sich zu den Insidern zählte.

Was war das Vampirloch?

Er hatte einen trockenen Hals bekommen, stand ruckartig auf und hielt sich für einen Moment an der Tischkante fest, weil ihn der Schwindel überkommen hatte.

Mit langen Schritten ging er auf den Kühlschrank zu, stoppte dicht davor und atmete zunächst tief durch, als wollte er sich beruhigen.

Dann öffnete Eddy die Tür und suchte nach einem Getränk, um den Blutgeruch wegzuspülen.

Zwei Milchflaschen standen zur Auswahl. Er griff nach der ersten. Mit hastigen Bewegungen schraubte Eddy den Deckel ab, dann setzte er die Flasche an und trank.

Die Milch schwappte in seine Kehle. Er schluckte sie automatisch, und die kalte Flüssigkeit rann hinab in seinen Magen.

Milch und Blut!

Diese Kombination gab es nicht. Weshalb schmeckte die Milch nach Blut?

Das wollte ihm nicht in den Kopf. Er schüttelte sich, schluckte Speichel hinunter, doch der Blutgeschmack verschwand nicht.

Er hatte den Körper nach vorn gebeugt, tappte auf die Spüle zu und drehte sich so, daß er hineinspucken konnte.

Aus dem Mund floß die Milch. Sie hatte sich mit seinem Speichel vermischt, und er schüttelte sich, als er würgen mußte, sich dann normal hinstellte, den Kopf in den Nacken drückte und mit weit geöffnetem Mund Luft holte.

Küchenluft, relativ frische Luft, die in seine Lungen strömte. Er wankte zum Fenster, riß es auf, atmete tief durch und war froh, daß er keinen Menschen sah, der ihm hätte Fragen stellen können.

Jetzt klappte es besser. Diese Luft tat ihm gut. Sie war einfach herrlich. Er genoß sie, er trank sie regelrecht, aber er spürte gleichzeitig, daß sie es nicht schaffte, den Blutgeruch aus seiner Kehle zu vertreiben. Er hockte wie ein Klumpen in seinem Rachen, und Figueras merkte, wie etwas über ihn kam, das er sich selbst nicht erklären konnte.

Es war wie ein gewaltiger Schwall, eine neue Erfahrung, gegen die er sich auch nicht sträubte. Hatte ihn kurz zuvor noch der Ekel in den Krallen gehalten, so änderte sich dies. Blutgeruch und geschmack ekelten ihn nicht mehr.

Im Gegenteil, aus dem Ekel war eine Sucht geworden. Nicht nur eine Sucht nach Blut, sondern die Sucht nach diesem Vampirloch. Eddy Figueras spürte, daß ihn der Blutgeruch und das Lesen der Zeilen zu einem anderen gemacht hatten. Jetzt war er zu einem Menschen geworden, der sich nicht mehr davor ekelte, sondern danach gierte, etwas Bestimmtes kennenzulernen. Er würde dem Vampirloch einen Besuch abstatten, da gab es überhaupt keine Frage. Er mußte das Lokal kennenlernen, und er hatte mit einem großen Satz den Küchentisch erreicht, auf dem der Reklamebogen noch immer ausgefaltet lag. Er riß ihn an sich, preßte das nach Blut riechende Papier gegen sein Gesicht und saugte diesen Geruch wohlig ein. Das

Papier schmeckte süß und gleichzeitig bitter. Es war eine Wohltat, genau das, was er brauchte.

Eddy veränderte sich immer mehr. Sein Verhalten war nicht mit dem zu vergleichen, das er normalerweise an den Tag legte. Das Papier aufs Gesicht gepreßt, tanzte er durch die Küche, hielt die Augen geschlossen und saugte den Geruch des Blutes tief ein. Er steckte voll tiefer innerer Freude, er wollte diesen Geruch nicht mehr loslassen, es war einfach wunderbar.

Irgendwann saß er wieder an seinem Platz, stierte auf den Tisch und sah auch das Besteck zwischen Tasse und Teller liegen.

Er griff nach dem Messer. Dann winkelte er drei Finger und den Daumen der linken Hand an und streckte den Zeigefinger vor. In der rechten hielt er das Messer. Er brachte die Schneide dicht an die Haut heran, spürte die Berührung und zuckte nicht einmal zusammen, als er sich in das Fleisch schnitt.

Fasziniert beobachtete er die kleine Wunde, die sich allmählich mit Blut füllte. Einen Moment später legte er seinen Mund auf die Wunde und saugte die rote Flüssigkeit auf.

Er spürte sie auf der Zunge. Er war glücklich. Das eigene Blut schmeckte ihm besser als der köstlichste Wein.

Eddy Figueras freute sich wahnsinnig auf den Abend!

***

Es war wie jeden Morgen!

Aufstehen, nach dem Wetter schauen, denn danach richtete sich oft Glendas Stimmung, duschen, den Kaffee aufsetzen, die Wahl der Kleidung, was meistens länger dauerte, etwas Make-up auflegen, frühstücken und dann ins Büro fahren.

Hin und wieder mit schlechterer, zumeist jedoch mit guter Laune.

Es gab zahlreiche Frauen, bei denen der Morgen gleich ablief, und auch Glenda hatte sich an diesen Rhythmus gewöhnt. Allerdings nahm sie sich noch die Zeit, einen Blick in die Zeitung zu werfen, die ihr ein früh aufstehender und freundlicher Nachbar jeden Morgen direkt vor die Wohnungstür legte.

Auch an diesem kalten Novembertag war es wie sonst. Das Wetter hatte nicht eben freundlich ausgesehen. Auf dem Festland schneite es bereits, doch die südlichen Regionen der Insel waren noch verschont geblieben. Die graue Wolkendecke lag relativ hoch. Der Wind fuhr Glenda unangenehm kalt ins Gesicht, als sie das Fenster für einen Moment öffnete.

Der Kaffee war längst durchgelaufen, sie schaute auf die Uhr und freute sich darüber, daß sie gut in der Zeit lag und einige Minuten länger am Tisch sitzen bleiben konnte. Sie konnte noch die Zeitung lesen, die sie erst aufschlug, nachdem sie die erste Tasse geleert und

die Schnitte Vollwertbrot zu sich genommen hatte.

Vor dem Weihnachtsfest verdoppelten sich die Reklamebeilagen der Zeitungen, und Glenda fischte sie zunächst heraus, bevor sie die Zeitung aufschlug.

Dazu kam es nicht mehr.

Sie roch etwas.

Die dunkelhaarige Frau runzelte die Stirn. Sie blieb ruhig sitzen, als wäre sie auf dem Stuhl festgeleimt worden, dann räusperte sie sich und holte durch die Nase Luft.

Was war das?

Etwas hatte sie unwahrscheinlich gestört.

Der Geruch…

Blut!

Glenda bewegte ihre Zunge ebenso wie die Lippen, weil sie herausfinden wollte, ob sie sich aus Versehen gebissen hatte. Das war nicht der Fall gewesen, trotzdem blieb der Blutgeruch. Er füllte ihren Mund regelrecht aus.

Sie runzelte die Stirn, schnupperte, stand auf, ging durch die kleine Küche und stellte fest, daß er schwächer wurde, aber trotzdem noch in ihrer Nase blieb.

Glenda nahm wieder Platz, gestand sich selbst zu, ziemlich irritiert zu sein.

Sie hatte schon einiges erlebt und durchgestanden, aber Blutgeruch, der ihr in die Nase strömte, das war ihr noch nicht passiert. Und ungefährlich war es wohl auch nicht.

»Ich bin doch nicht verrückt und bilde ihn mir nur ein«, sagte sie zu sich selbst, wobei sie merkte, daß ihr der Gestank von unten in die Nase stieg. Sie zuckte zurück, allerdings mit dem Wissen, daß sich die Quelle des Gestanks in ihrer direkten Nähe befand.

Vor ihr.

Unter ihr.

Und…?

Mit spitzen Fingern faßte Glenda nach einem Reklameblatt, das aus der Zeitung hervorlugte. Das Stück Papier war ihr deshalb aufgefallen, weil es die Farbe des Blutes angenommen hatte. Ebenso dicht, ebenso rot - und auch so verdammt echt.

Zischend atmete sie aus. Kälte kroch plötzlich über ihren Rücken hinweg. Sie fing an zu zittern, und noch einmal faßte sie nach diesem roten Reklamezettel.

Sie zog ihn hervor. Sehr langsam, dabei entdeckte sie auch die einzelnen Buchstaben, die mit einer schwarzen Farbe auf den roten Untergrund gedruckt waren.

Ein Begriff fiel ihr besonders auf.

VAMPIRLOCH

Glenda Perkins las ihn einmal, dann noch einmal, und sie schüttelte den Kopf. Sie war nicht entsetzt, hätte auch nicht schreien können, ihr ging es einzig und allein um die Tatsache, daß jemand für ein Vampirloch Reklame machte.

Ihre Gedanken rasten plötzlich. Sie war nicht die Person, die darüber hinweggegangen wäre, nicht bei diesem vorhandenen Blutgeruch. Zudem arbeitete sie für John Sinclair, den Geisterjäger, und sie hatte in ihrem Leben schon einiges erlebt, das durchaus den Begriff unglaublich verdiente. Dazu zählten auch Begegnungen mit echten Vampiren.

Sie hob den Reklamebogen an und hielt ihn gegen ihre Nase. Sehr dicht führte sie ihn heran, und wieder schnupperte sie. Es gab keinen Zweifel. Genau dieses rote Blatt strömte den Geruch aus. Er war viel stärker geworden, er hatte sich in ihr Bewußtsein hineingedrängt, er war nicht mehr zu vertreiben, und Glenda erhob sich sehr langsam, wobei sie den Zettel in der Hand hielt.

Noch immer war sie von diesem widerlichen Geruch erfüllt, nur empfand sie ihn seltsamerweise nicht mehr als so stark und abstoßend. Immer wieder blickte sie auf den Text. »Kommen Sie zu uns. Erleben Sie Londons blutigsten Ort…«

Der blutigste Ort!

Er konnte gefährlich sein. Man hatte den Zettel in die Zeitung gelegt, um Menschen in das Vampirloch zu locken. Hinein in eine tödliche Falle, aber sie empfand diese Falle nicht als zu schlimm.

Plötzlich legte sich ein Lächeln auf ihre Lippen. Glendas Gedanken bewegten sich in eine ganz andere Richtung. Sie stellte sich bereits schon jetzt vor, das Vampirloch zu betreten. Es war ein Lokal, einer dieser neuen Treffs in Soho. Dieser Stadtteil hatte sein altes Bild längst abgelegt. Er war zu einem Areal der Feinschmecker geworden. Fast täglich wurden neue Lokale eröffnet, in denen man sehr gut essen konnte.

Kolonialküche war der Renner, aber nirgendwo wurde mit Blut gekocht.

Das Vampirloch mußte etwas anderes sein. Eine Disco, eine Bar vielleicht, sehr ungewöhnlich, und Glenda Perkins, die am Fenster stehengeblieben war, aber nicht durch das Glas schaute, sondern auf den Zettel, nickte plötzlich. Ein Zeichen, daß sie sich entschlossen hatte.

Sie starrte auf den Reklamezettel. Der Hintergrund kam ihr nicht mehr so glatt vor. Sie hatte den Eindruck, als wäre er in Wellen gemalt worden, die dann trockneten.

Für einen Moment schloß Glenda die Augen. Sie konzentrierte sich einzig und allein auf den Geruch, den sie jetzt anders aufnahm als Minuten zuvor.

Sie empfand ihn als anregend. Er erweckte keinen Ekel mehr in ihr. Er war einfach da, er hatte sie eingefangen, und sie vergaß ihren eigentlichen Job.

Sie hätte längst in der U-Bahn und zum Dienst fahren müssen, das aber tat sie nicht. Auch weiterhin blieb sie in der Küche stehen, hielt die Augen geschlossen und beschäftigte sich dabei mit den eigenen Gedanken, die eigentlich nur ein Ziel kannten.

Es war das Vampirloch!

Ob Restaurant, ob Disco, es spielte bei ihr keine Rolle mehr. Es konnte auch ein gewaltiges Grab sein, das sie lockte, jedenfalls war es kein Hindernis. Sie würde hingehen, sie würde sich hineindrängen lassen, und sie würde alles tun, um dort mitzumischen. Ein Lächeln klebte auf ihren Lippen, als sie sich umdrehte, auf den Küchentisch zuging und neben ihm stehenblieb.

Sehr behutsam legte sie das Blatt auf den Tisch, bevor sie damit begann, das Geschirr wegzuräumen. Sie bewegte sich wie immer, doch auf dem Gesicht blieb das seltsame Lächeln der Vorfreude, denn nichts, aber auch gar nichts würde sie von ihrem Plan abbringen können. Daß sie ins Büro hätte fahren müssen, war plötzlich uninteressant geworden, sie interessierte einzig und allein die Zukunft, und die begann am heutigen Abend. Da wollte sie dem Vampirloch einen Besuch abstatten.

Auf dem Küchentisch blieb nur die Zeitung mit dem Reklameblatt zurück. Die Zeitung interessierte sie nicht. Sie faltete sie zusammen und steckte sie in einen Papierkorb. Bei dem Reklamezettel war es etwas anderes. Ihn faßte sie so behutsam an, als wäre er ungemein wertvoll und Glenda gab auch acht beim Knicken. Auf keinen Fall wollte sie etwas beschädigen.

Da passierte es.

Plötzlich spürte sie die Feuchtigkeit zwischen Zeigefinger und Daumen. Im ersten Augenblick dachte sie an dicken Speichel, aber das konnte es nicht sein, denn sie hatte ihre Finger damit nicht befeuchtet.

Also konnte es nur…

Ihre Gedanken brachen ab, als sie die Hand angehoben hatte und ihre Fingerkuppe betrachtete.

Sie war rot geworden!

Blutrot…

Glenda blieb unbeweglich stehen. Sie tat im ersten Moment nichts und sah aus, als wäre sie kein Mensch. Dann aber schaute sie auf ihre Finger, und plötzlich leuchteten die Augen. Es steckte der Ausdruck der Freude darin. Sie öffnete den Mund und holte tief Atem. Dabei empfand sie es als eine Herausforderung, endlich das zu sehen, wonach sie sich so sehnte. Das Blut, das flüssige Blut, das auf dem Zettel als wolkiger Hintergrund aufgemalt worden war.

Ein herrliches Blut.
Es lockte sie, es sorgte dafür, daß sie immer mehr in seinen Bann geriet, und als sie die Hand zu den Lippen führte, da streckte sie schon die Zungenspitze durch den Spalt. Im nächsten Augenblick leckte sie zuerst die Kuppe des Daumens ab und anschließend die ihres Zeigefingers. Nun spürte sie unwahrscheinlich intensiv den Geschmack auf der Zunge.
Sie genoß ihn.
Alles andere war für Glenda vorbei.
Es gab keinen Ekel mehr oder keine gesunde Antipathie, die sie dem Blut entgegengebracht hätte.
Nur dieser köstliche Geschmack zählte für sie.
Sehr schnell waren die Kuppen wieder blankgeleckt. Danach blickte sie auf das Papier. Auf der dünnen Knickstelle hatten sich einige Perlen abgesetzt. Blutperlen, die im Licht der Küchenlampe einen helleren Schimmer auf der Oberfläche bekommen hatten.
Sie beugte sich vor und leckte einmal darüber hinweg. Das Blut sammelte sich an den Lippen, es schmeckte herrlich. Glenda schmatzte regelrecht.
Es war für sie eine völlig neue Erfahrung, es war einfach wunderbar, ein Genuß, wie ihn nur der Feinschmecker in einem ebensolchen Lokal empfinden konnte.
Schon längst war sie von einer wilden Freude erfüllt. Sie tobte in ihrem Innern, sie war nicht mehr zu bremsen. Die Freude ergriff von ihr Besitz, und Glenda hatte alles vergessen.
Es gab für sie nur ein Ziel.
Sie mußte hin, sie mußte dieses Vampirloch finden, denn nur dort würde sie sich wohl fühlen.
Den Reklamezettel wollte sie nicht auf dem Tisch liegenlassen. Er landete ebenfalls im Papierkorb.
Danach ging Glenda in den kleinen Flur, wo der Wintermantel an der Garderobe hing. Für einen Moment betrachtete sie sich im Spiegel und konzentrierte sich auf ihr Gesicht.
Es war bleich geworden, doch sie sah nicht ungesund aus. Sie kam sich super vor, sie liebte plötzlich die neue Rolle, in die sie sich hatte hineindrängen lassen.
Was ging sie noch Scotland Yard an, was war ihr Job, was John Sinclair, ihr Chef, Sir James oder Suko?
Gar nichts.
Wichtig war nur das Blut.
Sie würde es schlürfen.
Sie würde davon berauscht werden, und sie würde sich wohl fühlen wie nie zuvor im Leben.
Das Vampirloch wartete.

***

Und auf Suko und mich wartete der Dienst!

Arbeitsbeginn an einem Montag. Himmel, was war darüber nicht schon alles geschrieben und, diskutiert worden! Es gab die Montagsautos, die Montagsmüdigkeit, die montäglichen Blaumacher, es gab das Montagssyndrom, es war eigentlich alles vorhanden, was einen derartigen Tag schlecht machen konnte.

Dieses Syndrom kannte auch ich, aber es steckte nicht permanent in mir, denn an diesem Montag fühlte ich mich gut. Ja, ich war okay, ich konnte mich überhaupt nicht beklagen, denn ich hatte ein sehr ruhiges Wochenende verbracht und den Alpen-Teufel längst vergessen. Zudem hatten Suko und ich uns für einige Zeit nicht in London aufgehalten und waren durch Österreich gefahren, wobei ich noch eine Begegnung mit Richard Löwenherz gehabt hatte.

Das lag zurück, das war auch überstanden, und wir hatten uns beide sehr auf London gefreut.

Natürlich hatte ich schon mit Sir James telefonisch gesprochen und von ihm erfahren, daß zur Zeit nichts anlag. Anscheinend schienen die Mächte der Finsternis eine kurze Pause eingelegt zu haben, was auch mir nur recht sein konnte.

Die Welt war an diesem Montag also wieder zurechtgerückt worden, so daß ich mich fühlen konnte wie ein Mensch.

Suko erging es ähnlich. Wir hatten uns für die U-Bahn entschlossen, standen dicht beieinander, und Suko erklärte mir, daß er schon bald wieder Bäume ausreißen könnte.

»Laß sie lieber stehen, es gibt zu wenige von ihnen.«

»Dann pflanze ich eben welche.«

»Das ist besser.«

Die U-Bahn schaukelte uns dem Ziel entgegen, und das Innere der Wagen bot das typische Bild.

Fahrgäste, die kaum miteinander sprechen und eigentlich nur Zeitung lasen oder darauf warteten, aussteigen zu können.

Ich hatte schon beim Frühstück einen Blick in die Zeitungen geworfen, aber nichts Außergewöhnliches festgestellt. Die Schlagzeilen waren fast die gleichen geblieben, denn die Welt hatte sich weiterhin in Kriege und Konflikte verstrickt.

Natürlich gab es andere Blätter, die sich noch immer mit den Royals beschäftigten. Ob es nun um Lady Di im Fitneß-Center oder um die angebliche Schlaffheit ihres Gemahls ging, es war immer wieder das gleiche.

Ziemlich pünktlich trafen wir im Büro ein und wunderten uns, daß Glenda noch nicht anwesend war.

Suko kommentierte meinen Blick. »Suchst du eine, die dir den Kaffee kocht?«

»Daß schaffe ich zur Not auch selbst.«

»Dann tu es.«

»Ich warte noch. Glenda wird verschlafen haben. Schließlich haben wir heute Montag.«

»Das ist ein Grund.«

In unserem Büro war es ziemlich kalt. Ich drehte die Heizung um zwei Stufen höher und schaute auf meinen Schreibtisch, wo sich einiges angesammelt hatte.

Es waren Meldungen über Vorfälle, die sich in der letzten Woche ereignet hatten, und sie alle beschäftigten sich mit schweren Verbrechen.

Ich teilte den Stapel und knallte Suko die Hälfte davon auf den Schreibtisch »Und?« fragte er.

»Nichts und. Durchlesen!«

»Ja.« Die Antwort glich mehr einem Knurren.

Wir beschäftigten uns mit dieser Lektüre. Zumindest mir fiel die Stille nicht auf, die uns umgab.

Wir erlebten eine Ruhe, die schon nicht mehr normal war.

Sukos Stimme riß mich aus meiner Konzentration. »Glenda ist noch immer nicht da.«

»Wie…?«

»Glenda ist nicht da«, sprach er über den Schreibtisch hinweg. »Sie hat bisher auch nicht angerufen. Verstehst du?«

Ich ließ das Blatt sinken, schaute auf die Uhr und erschrak ebenfalls. Suko hatte recht. Glenda war bereits um eine Stunde überfällig. So kannten wir sie nicht, das war nicht ihre Art. Wenn sie sich schlecht gefühlt hätte, dann hätte sie uns längst Bescheid gegeben und nicht nur Sir James. Der hätte uns auch informiert.

Ich wollte zum Telefonhörer greifen, aber mein Freund und Partner kam mir zuvor. »Warte, das erledige ich.« Er kannte Glendas Nummer auswendig und tippte die Zahlenkombination ein.

Ich hatte mich zurückgelehnt und beobachtete ihn. Obwohl meine Haltung eine relative Entspannung zeigte, sah es in meinem Innern doch anders aus. Das schlechte Gefühl wollte nicht weichen, es verstärkte sich sogar, als Suko die Schultern hob und den Hörer wieder auflegte.

»Nun?«

»Frag doch nicht. Es ist keiner da.«

»Wo könnte sie sein?«

»Keine Ahnung. Wo geht denn eine Frau plötzlich hin, ohne sich zuvor abzumelden?«

»Zum Arzt.«

»Auch Glenda?«

»Jeder muß mal zum Arzt.«

»Stimmt, aber Glenda ist berufstätig. Sie hätte sich immer zuvor gemeldet.«

Das wußte ich auch, nur hatte ich es nicht zugeben wollen und lieber verdrängt. »Wir fahren zu ihr«, sagte ich.

»Und dann?«

»Brechen wir die Tür auf.«

»So schnell, John?«

»Verdammt, was willst du denn sonst machen? Bis zum Mittag warten, ob sich etwas getan hat? Je schneller wir bei ihr sind, um so besser ist es. Möglicherweise steckt sie in Schwierigkeiten und wartet darauf, daß sie jemand da herausholt.«

Suko atmete auf, was sich anhörte wie ein Stöhnen. »Ist gut«, sagte er.

»Willst du nicht?«

»Doch, nur möchte ich es noch einmal mit einem Anruf versuchen.«

»Das steht dir frei.«

Suko telefonierte und hatte das gleiche Pech wie zuvor. Jetzt gab es auch für ihn kein Halten mehr.

Ich verließ als erster das Vorzimmer und war kaum in den Flur getreten, als ich stehenblieb, denn plötzlich stand Sir James vor uns.

»Ach«, sagte er, »ich wollte gerade zu Ihnen kommen, um mich mit meinen eigenen Augen davon zu überzeugen, daß die Helden noch leben.«

»Wir sind okay, Sir, aber Glenda nicht.« Damit war ich sofort beim Thema, und ein scharfer Blick aus Augen hinter dicken Brillengläsern traf mich.

»Wie meinen Sie das?«

»Glenda ist noch nicht da.«

»Ist sie krank?«

»Keine Ahnung. Sie hat nicht angerufen, was eigentlich nicht ihre Art ist, Sir.«

Der Superintendent nickte und rückte danach seine Brille zurecht. »Da haben Sie recht, John, das ist nicht Ihre Art.«

»Auf unsere Anrufe hat sie nicht reagiert«, erklärte Suko. »Es hat niemand abgehoben.«

Sir James überlegte nur kurz. »Wenn ich Sie so sehe, dann denke ich mir, daß Sie beide zu Miß Perkins fahren wollen.«

»Stimmt.«

»Und wenn sie dann auch nicht öffnet?«

»Werden wir in die Wohnung eindringen.«

»Aufbrechen?«

»Nein, Sir«, sagte ich. »Zum Glück hat mir Glenda mal einen Schlüssel anvertraut. Ich habe ihn nie benutzt, aber heute bin ich froh, ihn zu haben.«

»Das wußte ich gar nicht«, sagte Suko.
»Auch ich habe Geheimnisse, mein Freund.«
Sir James war dafür und verabschiedete uns mit guten Wünschen. Die Sorge hatten wir von seinem Gesicht ablesen können, aber auch uns erging es nicht anders.
Irgend etwas war mit Glenda Perkins geschehen. Dafür lagen keine Beweise vor, doch auf meine Vorahnungen konnte ich mich in der Regel schon verlassen.
In diesem Fall allerdings hätte ich mich gern geirrt!

***

Wir standen vor Glendas Wohnungstür und schauten uns an. Es war alles so normal, es wies nichts auf ein Verbrechen hin. Durch den Flur wehte der Geruch von frischem Kaffee, eben eine Morgenstimmung, wie man sie an vielen Orten erlebt.
Normal- oder nicht normal?
Ich drehte den Kopf, wobei ich hoffte, daß Glenda plötzlich an einem der Flurenden erschien, uns anlächelte und einen guten Morgen wünschte. Statt dessen sah ich eine dunkelhaarige Frau, die ein Kind an der Hand führte.
Wir waren zu zweit, was Mißtrauen in ihr hochkeimen ließ. Sie faßte ihr Kind fester, beäugte uns mißtrauisch und wollte sich an uns vorbeidrücken. Als ich sie freundlich ansprach, schrak sie trotzdem zusammen und blieb stehen.
»Pardon, Madam, es geht um Ihre Nachbarin. Kennen Sie Miß Perkins?«
»Ja, natürlich.«
»Wissen Sie, ob Sie noch in der Wohnung ist?«
Das Mißtrauen vertiefte sich. »Was wollen Sie denn von ihr?«
Wir zeigten unsere Ausweise.
Erleichterung überschwemmte die Frau. »So, Sie sind Kollegen. Ich weiß ja, daß Glenda beim Yard beschäftigt ist, aber Ihre Frage kann ich trotzdem nicht beantworten.«
»Sie haben sie also heute noch nicht gesehen?«
»Nein.«
»Deshalb wissen Sie auch nicht, ob sie aus dem Haus gegangen ist oder nicht?«
»So ist es. Sie geht zudem vor mir aus dem Haus. Ich muß mich noch um mein Kind kümmern und es in den Hort bringen. Ich fange dann immer später im Supermarkt an.«
Ich hob die Schultern. »Da kann man wohl nichts machen. Trotzdem vielen Dank.«
Sie nickte uns zu und ging weiter. Ihre Tochter fragte noch, wer die Männer denn gewesen sind.

Die Antwort konnten wir nicht verstehen, zudem waren wir mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Den Zweitschlüssel hielt ich bereits in der Hand. Seine Spitze zielte bereits auf das Schloß. Sekunden später fand der Schlüssel seinen Weg durch das schmale Metall.

Ich mußte zweimal drehen, um die Tür aufzubekommen. Als ich sie dann aufdrückte, überkam mich schon ein seltsames Gefühl. Das Prickeln blieb auf der Haut meines Nackens. Ich merkte, wie ich unruhig wurde, als ich die Wohnung betrat.

Man bekommt ein Gefühl dafür, ob eine Wohnung belegt oder leer ist. Hier war sie leer, abgesehen von uns, und wir verteilten uns auch sofort, um in den wenigen Zimmern nachzuschauen.

Von Glenda war nichts zu sehen.

Im Bad hing noch der typische Geruch des Duschmittels nach, der kleine Wohnraum roch neutral, und in der Küche trafen Suko und ich wieder zusammen.

Wir standen da und schauten in die Runde.

Glenda hatte noch gefrühstückt, obwohl der Tisch leergeräumt worden war. Einige Krümel lagen noch auf der hellblauen Decke. Suko entdeckte darauf auch dunkle Flecken.

»John, da ist was.« Er hatte sich leicht gebückt, als er mich ansprach.

Ich sah, wie er die Kuppe des Zeigefingers für einen Moment gegen den Flecken drückte, den Finger wieder anhob und ihn mir präsentierte.

»Weißt du, was das ist?«

Ich nickte. »Sieht nach Blut aus.«

»Das ist Blut!«

Ich holte tief Atem, und das bedrückende Gefühl verstärkte sich noch mehr. Ich konnte es jetzt anders beschreiben, und zwar ganz einfach mit dem Begriff Angst.

Ja, plötzlich hatte ich Angst um Glenda Perkins, weil ich mir einfach nicht vorstellen konnte, daß dieses Blut auf der Tischdecke nicht von ihr stammte.

Ich schaute mir die dunklen Flecken genauer an und zählte nicht mehr als drei.

Sie waren unterschiedlich groß. Es bestand eigentlich auch kein Grund zur Besorgnis, jeder konnte sich mal in den Finger geschnitten haben, aber bei Glenda verhielt sich der Fall anders. Auch mit einer kleinen Schnittwunde wäre sie ins Büro gekommen, und weitere, auch größere Blutflecken entdeckten wir nicht.

Suko hob die Schultern. Die Geste hätte auch zu mir gepaßt, denn ich war ebenfalls ratlos.

»Sie ist jedenfalls weg!« stellte Suko fest.

»Ja. Aber läßt das hoffen?«

Mein Freund hob die Schultern. »Es ist zumindest besser, als hier eine Leiche zu finden.«

»Mensch, hör auf!«

»Hast du damit gerechnet?«

Ich hatte mich auf eine Wanderung durch die Küche begeben und blieb stehen. »Nein, das habe ich nicht angenommen, ehrlich nicht.« Dann hob ich die Schultern. »Wie dem auch sei, Suko, wir stehen vor einem Problem, das nicht normal ist. Welchen Grund könnte Glenda gehabt haben, sich so sang- und klanglos zurückzuziehen?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Hast du denn eine Idee, John?«

Ich deutete auf die Tischdecke. »Drei Blutstropfen, das ist alles, was wir von ihr wissen. Nicht mehr als drei Tropfen Blut.« Ich schlug gegen meine Stirn. »Ein Rätsel, das uns Glenda hinterlassen hat, denke ich mal.«

»Und der Geruch.«

Ich zuckte zurück. »Wie bitte?«

»Hier riecht es nach Blut, John!«

Suko hatte den letzten Satz so direkt gesprochen, daß es keinen Zweifel für ihn geben konnte. Mich allerdings hatte er mit dieser Bemerkung überrascht, und ich runzelte die Stirn, als ich darüber nachdachte. »Blutgeruch? Hast du dich nicht geirrt?«

»Nein.« Er schüttelte zusätzlich den Kopf. »Hier riecht es nach Blut, und ich denke mir, daß daran nicht die drei Tropfen eine gewisse Schuld tragen. Wahrscheinlich gar nicht, John, denn in diesem Raum muß noch etwas anderes vorgefallen sein.«

»Nur hier?«

»Ja, denn woanders habe ich den Geruch nicht wahrnehmen können. Er hat sich einzig und allein auf die Küche hier konzentriert.« Suko schaute sich um, doch er schaffte es nicht, eine weitere Spur zu finden. Ich ließ ihn in Ruhe, schon oft genug hatte ich von Sukos hochsensiblen Sinnen profitiert, auch jetzt glaubte ich fest daran, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Wieder nahm er seinen Weg auf. Er durchwanderte die Küche, ich schuf ihm Platz und stellte mich auf die Schwelle der offenen Tür. Suko blieb abrupt stehen.

»Hast du es gefunden?«

Er warf mir einen knappen Blick zu. Sein Gesicht zeigte einen todernsten Ausdruck. »Du wirst lachen, John, aber ich habe das Gefühl, direkt daneben zu stehen.«

»Da ist die Spüle.«

»Ja, und ein Papierkorb.«

Ich konnte mir nur schwer vorstellen, daß der Blutgeruch aus dem

Korb drang, aber Suko war da anderer Meinung, denn er bückte sich der Korböffnung entgegen, streckte den Arm aus, und seine Hand tauchte durch die Öffnung in den Korb.

Ich hörte es rascheln, als er die einzelnen Blätter der Zeitung glättete, dann erstarrte und sich für einen Moment nicht von der Stelle rührte.

Die Frage blieb mir auf den Lippen stecken, denn plötzlich bewegte sich Suko und zog den Arm und die Hand wieder hervor. Er bewegte sich dabei sehr langsam, uns als seine Hand voll und ganz die Tiefe des Korbes verlassen hatte, da drehte er sie mir zu.

Ich starrte sie an.

Ich wollte es nicht glauben, aber es stimmte hundertprozentig. Seine Finger waren bis zum Beginn des Rückens hin blutverschmiert, als wäre roter Schleim dabei, die Hand zu verschmieren.

»Das ist doch… das ist doch…«

»Sag nicht, daß wir einer Halluzination erlegen sind, John. Ich habe tatsächlich in Blut gefaßt.«

Ich gab keine Antwort, sondern eilte auf den Papierkorb zu. Nein, auskippen wollte ich ihn nicht, aber ich holte die Zeitung hervor, deren Blätter im unteren Drittel blutverschmiert waren. Ich legte sie auf die Spüle, zog noch weitere hervor und konnte dann, gemeinsam mit Suko den Boden des Korbes sehen.

Es war nicht zu fassen.

Auf dem Boden zeichnete sich ein regelrechter roter Schmierfilm ab. Aus einer Schublade holte ich ein Messer hervor und rührte in dem roten Film herum.

Suko wartete auf einen Kommentar, den er auch bekam. »Es ist, glaube ich, kein Menschenblut.«

»Wie kommst du darauf?«

»Das hier ist anders.«

»Und wie anders?«

Ich rührte noch einmal, zog das Messer wieder hervor, und auch Suko konnte es kontrollieren.

»Menschenblut ist dünner, dieses hier ist wie gestockt, so kompakt, als wäre es noch der Rest eines Papierklumpens, den wir nicht mehr hervorziehen konnten.«

»Das reicht mir nicht, John.«

»Es ist so. Du brauchst nur herumzurühren. Da gibt es einen gewissen Widerstand, den wir sonst nicht haben. Das Blut hier ist, meiner Ansicht nicht flüssig genug. Das ist alles.«

»Es gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht.«

»Und was jetzt.«

Ich hob die Schultern. »Zunächst einmal werde ich davon ausgehen, daß es sich nicht um Glendas Blut handelt. Das ist schon viel wert,

denn wäre es aus ihrem Körper geflossen, sähe es anders aus.«

»Eine andere Frage. Ist es überhaupt Blut?«

Ich riß ein Stück Papier von einer Küchenrolle ab und beschmierte es mit dem Zeug aus dem Eimer.

Suko schaute sich den Vorgang genau an, bevor er einen Kommentar abgab. »Du hast recht, John, nach Menschenblut sieht das wirklich nicht aus.«

»Richtig.«

Der Inspektor bückte sich und hob den Eimer an. Über der Spüle kippte er ihn aus. Es dauerte seine Zeit, bis die schleimige Flüssigkeit in die Spüle gelaufen war.

Ich konzentrierte mich derweil auf den Geruch, den ich als sehr intensiv empfand. Es war der Geruch von Blut, aber nicht der normale. Dieser hier war einfach viel zu stark, zu hart, und er wollte zudem aus meinem Mund nicht verschwinden. Ich hatte sogar den Eindruck, als würde er mir in den Kopf steigen, um alles andere zu verdrängen, was mich sonst an Gedanken beschäftigte.

»Nun?«

»Es stimmt etwas nicht, Suko.«

»Da hast du recht.«

»Nein, es geht um den Geruch. Der ist zu intensiv, als daß er normal wäre. Ich habe den Eindruck, als wäre er dabei, mich zu umgarnen und mich regelrecht einzufangen.«

Suko kippte noch weiter. »Da kannst du recht haben, John. Ähnliches passiert auch bei mir. Ich denke, wir sollten ein Fenster öffnen.«

Das tat ich. Es war eine gute Idee gewesen. Die kalte Luft fuhr in mein Gesicht. Sie erfrischte und schien meinen Kopf zu reinigen.

Suko kippte weiter. Ich bekam es aus dem rechten Augenwinkel mit. Die Masse, die sich in der Spüle sammelte, erwies sich als ziemlich zäh, doch meine Gedanken drehten sich einzig und allein um Glenda Perkins. Ich konnte mir auch bei einer übergroßen Phantasie nicht vorstellen, was hier vorgefallen war. Jemand hatte einen Papierkorb mit Blut angereichert, und ich wußte nicht, woher dieses Blut stammte. Es war einfach nicht mit dem Blut eines Menschen zu vergleichen. Dieses hier war anders. Schleimiger, irgendwie auch heller und trotzdem kompakter.

Was war mit Glenda geschehen? Welches Unheil hatte dieser frühe Montagmorgen über sie gebracht? Hatte sie Besuch gekriegt? War sie von diesem Besuch entführt worden? Hatte sie möglicherweise trotzdem eine Verletzung gehabt? Saßen Suko und ich auf dem falschen Dampfer?

Viele Fragen, keine Antworten, dafür aber hörte ich Sukos scharfen Ruf. »Schau mal her, John!«

Ich drehte mich um.

Mein Freund hielt den Korb noch immer gekippt. Es rann auch nach wie vor der rote Schleim über den Rand, wenn auch wesentlich dünner, aber das war nicht das Interessante. Suko hielt den Behälter mit der linken Hand fest, seine rechte und auch ein Teil des Arms waren in der Öffnung verschwunden.

Er holte etwas hervor.

Zwischen seinen blutverschmierten Fingern klebte seltsamerweise so etwas wie ein Stück Papier oder ein Blatt, daß er aus der Tiefe des Eimers hervorgeholt hatte. Er ließ den Behälter in die Spüle rutschen und widmete sich dem Fund.

Auch ich schaute es mir an, denn Suko hatte es auf das Metall des Abflusses gelegt. »Was ist das, John?«

Ich hob die Schultern, denn im Moment fiel mir die Lösung nicht ein. »Ein Rest Papier?«

»Das dachte ich auch.«

»Und weiter?«

Ich kam um eine Antwort herum, denn plötzlich hörten wir das Tuten des Telefons. Es stand im Flur, und das Geräusch war durch die offene Küchentür gedrungen.

Ich hetzte hin, blieb vor dem Apparat stehen, ließ es noch einmal tuten und nahm erst dann den Hörer ab. Das klopfende Herz kriegte ich nicht unter Kontrolle, aber meine Stimme klang normal, als ich mich meldete. »Ja bitte…?«

»Hi, John, ich dachte mir schon, daß du in meiner Wohnung bist.«

Auf der Stelle wurde ich zu Eis, denn die Anruferin war Glenda Perkins…

***

»Du?« fragte ich nur, und es klang ungläubig.

»Ja, warum nicht?«

»Himmel, Glenda, wir suchen nach dir. Du bist nicht zum Dienst erschienen, wir haben uns…«

»Es spielt keine Rolle mehr, John. Ich wollte dir nur eines sagen: Sucht nicht nach mir. Tut es nicht, es hat keinen Sinn. Ich gehe meinen Weg, ich habe ihn gefunden.«

»Nein, das kannst du nicht.«

»Doch, John, ich kann.«

»Was ist los mit dir, Mädchen? Was ist geschehen? Was ist, um Himmels willen, passiert? Wo steckst du jetzt?«

»Keine Fragen, auf die du keine Antwort bekommst. Ich sage dir nicht, wo ich stecke.«

»Hör doch auf, Glenda. Du hast…«

»Nein, John, ich habe nicht. Ich habe mich wohl entschieden, einen anderen Weg zu gehen.«

Ich ließ nicht locker. »Hängt es mit dem Blut zusammen?«

Diesmal ließ sich Glenda Zeit mit einer Antwort. Ihre Stimme klang seltsam weit entfernt, als sie fragte: »Was meinst du damit?«

»Das hast du schon verstanden.«

»Ich kann und will dir nichts sagen. Ich werde nicht nur gehen, John, ich bin gegangen.«

»Und wohin?«

»Das ist nicht mehr dein Problem.«

Bei mir stiegen Wut und Angst hoch. Sie vermengten sich zu einer brisanten Mischung. »Und ob das mein oder unser Problem ist, Glenda. So einfach lasse ich dich nicht laufen. Da muß etwas passiert sein. Und das Geschehnis geht nicht nur dich etwas an, sondern auch mich oder Suko und Sir James.«

»Aber bitte, John, hast du noch immer nicht begriffen?« Sie sprach wie eine Lehrerin, die ihrem Schüler die Logik einer Aufgabe schon zum wiederholten Male erklärt. »Es ist einzig und allein meine Entscheidung. Du kannst daran nichts ändern.« Die Stimme klang seidenweich, völlig unnatürlich. Sie hatte nicht mehr viel Ähnlichkeit mit der meiner Sekretärin. Glenda mußte sich tatsächlich innerlich verändert haben, und daran konnte nur das Blut die Schuld getragen haben.

Ich suchte nach Worten und war plötzlich zu. Mein Gehirn spielte nicht mehr so mit, wie ich es mir eigentlich gewünscht hätte, und Glenda schien die Schwäche zu spüren, denn ihr leises, auch wieder verändertes Lachen klang an mein Ohr.

»Hast du alles begriffen, John?«

»Das schon.«

»Dann ist es ja gut.«

»Nein, nichts ist gut, gar nichts. Es paßt mir überhaupt nicht in den Kram, und ich werde dir sagen, daß wir an deiner Spur bleiben werden. Ob du willst oder nicht.«

»Bist du denn lebensmüde?«

»Auf keinen Fall.«

»Dann versuche nicht, mich zu finden. Das gleiche gilt auch für Suko und Sir James. Laßt eure Finger aus diesem Fall. Ich werde anders sein, ich werde…«

»Wo bist du?«

Die Frage hatte sie nicht überraschen können. Glenda schickte mir nur ein spöttisches Lachen ins Ohr. »Wo ich bin? Das wirst du nie erfahren, John. Jedenfalls fühle ich mich in meinem neuen Leben wohl, sehr wohl sogar.«

»Aber du hältst dich in London auf - oder?«

»Kein Kommentar, John. Suche nicht nach mir, auf keinen Fall, hörst du? Such nicht mehr, es könnte dein Tod sein und natürlich auch der

deines Freundes, Suko. Adieu, John Sinclair…«

Es waren tatsächlich ihre letzten Worte gewesen, obwohl ich es nicht glauben konnte. Glenda hatte eingehängt, und ich hörte den langen Ton der leeren Leitung.

Aus, vorbei…

Ich stand noch da mit dem Hörer in der Hand und fühlte mich nicht nur schlecht, sondern sauschlecht. Wie vor den Kopf geschlagen war ich, als hätte man mir mehrmals mit einem Brett gegen die Stirn geschlagen. Erst als mir eine andere Hand den Hörer wegnahm und ihn auflegte, erwachte ich aus meiner Erstarrung.

Suko stand neben mir. »Es war Glenda - oder?«

»Ja.«

»Was ist passiert?«

Ich betrachtete Sukos Hände. Sie waren wieder normal. Es klebte kein Blut mehr an ihnen. »Was soll ich dazu sagen?« murmelte ich. »Glenda hat uns praktisch verboten, nach ihr zu suchen.«

»Dann weißt du auch nicht, wo sie steckt?«

»Eben.«

»Warum hat sie nichts gesagt?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Meiner Ansicht nach schien sie unter einem ungeheuren Druck zu stehen, wobei sie sich persönlich gleichzeitig frei fühlte wie ein Vogel.«

»Woher weißt du das denn?«

»Ich hörte es an ihrer Stimme. Sie klang so verändert. Sie war irgendwie seidenweich, als würde sie, bevor sie mein Ohr erreichte, durch einen weiten Raum schweben. Das ist seltsam, aber es trifft den Kern. Glenda ist verändert worden.«

»Wodurch?« Suko gab sich selbst die Antwort. »Es kann nur mit dem Blut zusammenhängen.«

»Stimmt.«

»Aber es ist nicht ihr Blut.«

Ich runzelte die Stirn. »Leider war das Gespräch zu kurz. Ich bin nicht mehr dazu gekommen, sie danach zu fragen. Wobei ich mir vorstellen kann, daß es so gewesen ist.«

»Das denke ich auch.«

Suko war im Gegensatz zu mir nicht so befangen. Deshalb schaute ich ihn auch fragend an. »Weißt du mehr?«

»Nicht direkt, aber komm mal mit.«

Er ging vor, ich folgte ihm schulterzuckend wieder in die Küche, wo Suko neben der Spüle stehengeblieben war und auf das deutete, was auf der Ablage lag.

Es schimmerte nicht mehr so rot wie sonst, und es war das Stück Papier, das er aus dem Korb geholt hatte. Es war ihm sogar gelungen, es zu säubern, allerdings hatte er es nicht so hinbekommen, wie es

einmal gewesen war. Der rote Untergrund war geblieben, nur eben blasser. Und ich sah noch etwas: schwarze Buchstaben, die zunächst vor meinen Augen tanzten, weil ich mich etwas irritiert fühlte, mich durch Konzentration allerdings dazu zwingen konnte, noch genauer hinzuschauen.

»Was liest du?«

»Ein Wort.«

»Welches?«

»Loch.«

»Genau.«

Ich hob den Kopf. »Soll das eine Spur sein?«

»Das ist eine Spur.«

Da mußte ich zunächst einmal schlucken. »Loch… Loch… was hat man damit gemeint?«

»Das bleibt unserer Phantasie überlassen. Leider ist das andere Papier zusammengeklumpt und hat sich in dieses Blut aufgelöst, aber dieser Name ist noch zu lesen gewesen. Jetzt bleibt es unserem Denken und unserer Phantasie überlassen, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Was würdest du sagen? Welches Wort oder welchen Begriff würdest du davor setzen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieses Wort Loch für sich allein steht.«

»Ich auch nicht.«

»Also?«

Meine Gedanken purzelten durcheinander. Ich versuchte, Begriffe zu finden, die in einem Zusammenhang mit dem gefundenen Wort standen und auch nicht zu unrealistisch waren. »Höllenloch… Teufelsloch… Vulkanloch… großes Loch… kleines Loch…«

»Ist alles möglich«, stimmte Suko zu. »Aber du glaubst nicht so recht daran?«

»Nein.«

»Was ist der Grund?«

»Ich kann ihn dir nicht nennen. Ich will auch nicht von meinem Gefühl sprechen, aber wir sind möglicherweise auf dem falschen Dampfer.«

»Was wäre denn das richtige Deck?«

»Da habe ich auch schon überlegt und habe noch einmal von vorn angefangen. Ich habe daran gedacht, daß dieses Blut in einem Papierkorb lag, der fugendicht schloß und in unserem Fall eine Zeitung aufgenommen hat. Es lag also eine Zeitung darin. Was ich aus dem Korb geholt hatte, ist auch ein Stück Papier gewesen. Ob es nun dünnes Zeitungspapier gewesen ist oder etwas anderes, das kann ich nicht sagen, aber für mich steht fest, daß es mit der Zeitung zu tun hat.«

»Weiter.«

Suko lächelte. »Ich möchte mal sagen, daß es nicht nur eine Zeitung gibt.«
»Klar, das weiß ich auch.«
»Zahlreiche Menschen hier in London bekommen am Morgen ihre Zeitung gebracht.«
»Okay, dann brauchen wir nur zum nächsten Stand zu gehen und uns das Blatt besorgen.«
»Das meine ich. Vorausgesetzt, du möchtest nicht lieber ins Büro fahren, dort liegt das Blatt auch.«
»Nein, nein, laß uns so schnell wie möglich die Zeitung kaufen.« Ich hatte die nicht gerade erfreuliche Nachricht des Anrufs mittlerweile verdaut und dachte nur daran, Glendas Aufenthaltsort so schnell wie möglich ausfindig zu machen.
Wir verließen die Wohnung wieder und schlossen auch ab. Ziemlich betreten blieben wir vor der Haustür stehen. Glenda wohnte in einer Siedlung, in der die Häuser nicht zu hoch und die Mieten noch bezahlbar waren. Wir hatten unseren Wagen auf einem kleinen Parkplatz abgestellt und fanden ihn so vor, wie wir ihn verlassen hatten.
Ich klemmte mich hinter das Lenkrad und wollte von Suko wissen, ob er einen Zeitungsstand oder einen Kiosk auf der Hinfahrt gesehen hatte.
»Nein, darauf habe ich nicht geachtet.«
Es war nicht weiter tragisch, denn Verkaufsstellen gab es mehr als genug in der Stadt.
Wir hatten auch sehr bald eine gefunden. Nur konnte ich dort nicht parken. Ich parkte den Wagen dicht neben einer Verkehrsinsel, und es war Suko, der sich auf den Weg machte, er hetzte auf den Kiosk zu, kaufte die Zeitung und stürmte wieder zurück.
»So, die hätten wir«, sagte er und schlug damit auf seine Oberschenkel.
Wegen des Verkehrs konnte ich noch nicht fahren. »Das hätten wir auch in der Wohnung haben können, denn lesbar war sie noch.«
»Egal.«
Ich fuhr an und überließ es meinem Freund, die Zeitung durchzublättern. Er ließ sich Zeit damit, schaute sich jede Seite genau an, doch trotz dieser intensiven Kontrolle konnte er nur mit dem Kopf schütteln, was ich auch mitbekam.
»Es sieht schlecht aus, wie?«
»Leider.«
Als wir das Yard Building erreicht hatten, mußten wir uns eingestehen, das Geld grundlos ausgegeben zu haben. Keinen Hinweis hatten wir auf Glendas Versteck gefunden.
Ziemlich sauer stellte ich den Wagen ab, und ebenso sauer fuhren wir

hoch in unser Büro.

Wenig später saßen wir uns ziemlich deprimiert gegenüber. Auch die Zeitungen des Tages befanden sich noch in einer gewissen Reichweite. Wütend schlug ich mit der flachen Hand darauf.

»Wir sollten Sir James informieren, John.«

»Ja, später.«

»Eine Fahndung wäre nicht schlecht. Je früher, desto besser. Das kann nur der Alte einläuten.«

Ich wollte ihm schon zustimmen, als wir aus dem Vorzimmer Schrittgeräusche vernahmen. Sie klangen anders, irgendwie nicht normal, als wäre jemand dabei, nach jedem Schritt eine Pause einzulegen.

Gemeinsam schnellten wir hoch.

Es reichte nicht mehr, denn nicht wir stießen die Tür auf, sie wurde aufgestoßen.

Ein Mann wankte über die Schwelle. Ein Mann, der seine Hände zusammengelegt hatte, die so wirkten, als wollte er zwischen ihnen einen Blutklumpen zerdrücken.

Der Mann war Sir James!

***

Es war für uns beide wie ein Treffer mitten ins Herz. Ich zumindest kam mir vor, als stünde vor mir jemand, den es zwar gab, der aber so nicht mehr aussah, wie er eigentlich hätte aussehen müssen, denn ausgerechnet Sir James bot in diesem speziellen Fall ein Zerrbild seiner selbst. Er war nicht mehr derjenige, der sich als überlegen gab, der für alles eine Antwort hatte, er stand vor uns, hielt den Kopf leicht angehoben, und im Gesicht war er weiß, wobei sich die Lippen kaum abhoben.

Aber sie bewegten sich, und er war dabei, ein Wort zu flüstern, das er ständig wiederholte.

»Blut… Blut… Blut…«

Suko und ich waren natürlich nicht auf den Plätzen geblieben. Wir standen vor ihm, schauten ihn von zwei verschiedenen Seiten an, waren allerdings kaum in der Lage, einen Kommentar abzugeben oder eine Frage zu stellen.

Ich konnte eigentlich nur auf seine blutverschmierten Hände schauen, die sich bewegten und etwas zerreiben oder zerdrücken wollten, was sich zwischen ihnen befand.

Dabei stellte ich fest, daß es sich um eine Masse handelte, die auch ich wegnehmen konnte, und bevor sie völlig zerdrückt wurde, war ich bei meinem Chef.

Er war überrascht und wehrte sich auch nicht, als ich die Hände an den Gelenken faßte und sie auseinanderzerrte. Was immer er auch

festgehalten haben mochte, es war von ihm noch nicht zerdrückt worden, denn das Etwas landete mit einem platschenden Laut auf dem Boden, und dabei verteilten sich einige Spritzer. Sir James kümmerte sich darum nicht. Bevor er es sich anders überlegen konnte, hatte ich mich gebückt und das blutige Zeug an mich genommen.

Der Superintendent aber taumelte weiter, und immer wieder drang das Wort Blut über seine Lippen.

Um Sir James kümmerte sich Suko, für mich war das wichtig, was zwischen seinen Fingern gesteckt hatte. Wie nebenbei bekam ich mit, daß Suko unseren Chef auf einen Stuhl drückte, flüsternd auf ihn einsprach, wobei mich nicht interessierte, was er sagte, denn ich spürte im wahrsten Sinne des Wortes, daß ich eine Spur gefunden hatte. Zumindest den Faden, an dem wir uns festklammern konnten.

Diese Spur hatte ich Sir James aus den Händen gerissen. Mit dieser Beute saß ich wieder an meinem Schreibtisch und hatte sie auf einer Zeitung verteilt, damit deren Papier das Blut oder was es immer es sein mochte, aufsaugen konnte.

Dieser zusammengeklumpte Gegen stand war zwar weich geworden, doch beim Auseinanderfalten war er nicht zerrissen.

Behutsam zupfte ich ihn rechts und links mit den Fingerspitzen auseinander.

Ich war dabei so in meine Arbeit vertieft, daß ich auf Suko und Sir James nicht achtete. Für mich allein zählte der lesbare Erfolg, denn durch das Zupfen stellte ich fest, daß blutrotes Papier vor mir lag.

Es hatte das Format einer normalen Schreibblockseite, und es war tatsächlich bedruckt.

Das sah ich, obwohl dieser rote Schmier überwog und mir dessen Aura oder Dampf abermals unangenehm in die Atemwege stieg. Das war mir jetzt egal, ich wollte endlich wissen, was diese Nachricht zu bedeuten hatte, und das Ergebnis lag plötzlich vor mir.

Wie schon einmal fiel mein Blick auf den unteren Rand. Genau dort zeichnete sich die verhältnismäßig große Schrift ab. Ein Begriff war für mich zu lesen, obwohl die einzelnen Buchstaben doch sehr verwischt waren. Ich las ihn mir selbst vor.

»Vampirloch…«

Das also bedeutete dieses gesamte Wort. Vor dem Loch stand der Begriff Vampir, und plötzlich sah wieder alles ganz anders aus. Ich hatte Mut geschöpft, denn mit dieser Information würde ich sicherlich etwas anfangen können.

Es stand auch noch ein kurzer Text darunter, den allerdings konnte ich nicht lesen, weil die blutige Soße die Buchstaben schon aufgelöst hatte.

Auch in meinem Kopf breitete sich das dumpfe Gefühl aus.

Bevor es zum reinen Horror werden konnte, stand ich auf, eilte zum

Fenster und öffnete es.
Die kalte Winterluft verteilte sich im Raum. Sie wehte auch über den Schreibtisch hinweg auf Suko und Sir James zu. Letzterer saß auf einem Besucherstuhl. Von seinem Kopf war nichts zu sehen. Er hatte den Oberkörper weit nach vorn gebeugt und das Gesicht als auch seinen Kopf in den angewinkelten Armen vergraben. In einer derartigen Haltung hatte ich ihn noch nie sitzen sehen.
Suko saß in seiner Nähe. Er machte einen verzweifelten Eindruck, weil er mit Sir James nicht zurechtkam.
Im Augenblick brauchten wir ihn auch nicht. Ich erklärte Suko, was es mit diesem blutigen Blatt auf sich hatte, und mein Freund bekam große Augen, als er den neuen Begriff hörte.
»Vampirloch? Habe ich richtig gehört?«
»Du hast!«
Er drückte seine Lippen vor. »Das ist ein Hammer«, murmelte er. »Vampirloch - und…?«
»Nichts weiter.«
»Du kannst also damit nichts anfangen?«
»Nein, aber ich denke schon, daß es leicht sein wird, mehr darüber zu erfahren.«
»Ja, das glaube ich auch.«
»Was ist mit Sir James?«
»Er brach plötzlich zusammen, aber er hat immer wieder von diesem Blut gesprochen.«
Ich schaute für einen Moment ins Leere. Erst Glenda, dann er. Was steckte dahinter?
Von Glenda würden wir keine Antwort erhalten, aber Sir James war durchaus in der Lage, vorausgesetzt, er überwand seinen jetzigen Zustand rasch.
Ihm hatte dieser widerliche Blutgeruch zu schaffen gemacht, und er hatte es nicht verstanden, sich dagegen zu wehren.
Sekunden vergingen, die Zeit dehnte sich. Wir beobachteten Sir James, während das Fenster noch immer offenstand. Ich wollte, daß er von allein anfing, über sich zu erzählen.
Endlich hob der Superintendent den Kopf. Zuvor aber war er zusammengezuckt, als wollte er sich so eine Starthilfe geben, dann hatte er Mühe, seine Haltung zu verändern, und wir beide hörten auch sein leises Stöhnen.
Unser Chef bot ein groteskmakabres Bild. Seine Brille war verrutscht, und Teile der Ränder waren in rote Blutstropfen hineingerutscht und hatten sie auf seiner Gesichtshaut zu breiteren, roten Flecken verschmiert. Seine Augen wirkten groß, dunkel, sie waren auch gleichzeitig leer und trotzdem fiebrig.
Ich wußte nicht, was in ihnen funkelte, aber es war etwas vorhanden.

Vielleicht eine Gier, möglicherweise auch eine andere Macht, die über ihn die Kontrolle erlangt hatte. Seine Lippen waren geöffnet, auf der unteren klebte Speichel, und als er jetzt seinen Mund wieder bewegte, da drangen die gleichen Worte hervor wie auch sonst.

Er sprach nur vom Blut…

Seine Arme zuckten ebenfalls hoch, er schmierte mit den Händen über Sukos Schreibtischhälfte hinweg und schüttelte dabei den Kopf. Für mich war Sir James kein normaler Mensch mehr, irgend etwas hatte ihn in seinen Bann gezogen und es mußte das Blut gewesen sein, das auch bei Suko und mir die Veränderung im Kopf hatte auslösen wollen. Nur hatten wir es früh genug bemerkt, im Gegensatz zu Sir James oder auch zu Glenda Perkins. Alles hing mit diesem verdammten Reklameblatt zusammen, auf dem ich den Namen Vampirloch gelesen hatte.

Sir James glotzte mich an. Ja, es war ein Glotzen, aber gleichzeitig wirkte er so, als würde er einfach durch mich hindurchblicken. Ich war für ihn nicht vorhanden, sein Blick zeigte mir an, mit welchen Dingen er sich beschäftigte. Sie hatten sein Inneres übernommen, denn genau dort war er verändert worden.

Suko und ich wußten nicht, wie wir ihn ansprechen sollten. Auch der Inspektor sah verzweifelt aus.

Mehrmals setzte er zum Sprechen an, nur brachte er kein Wort hervor.

Ich versuchte es. »Sir… Sir James… bitte, hören Sie mich. Geben Sie Antwort!«

Zumindest meine Stimme hatte er wahrgenommen. Er war aus seiner Lethargie hervorgerissen worden. Sein Mund bewegte sich wieder, und er formulierte die entsprechenden Worte, die ihm in den Sinn gekommen waren. »Ich muß zum Blut. Das Blut hat mich gerufen. Sein Ruf, sein Ruf… ich… ich werde gehen.«

»Wohin?«

»Weg, weg…!« Er bewegte seine Hände und malte damit Kreise auf der verschmierten Fläche.

Suko sagte nichts und überließ mir das Feld. Ich aber hatte mich längst entschlossen, Sir James nicht gehenzulassen. Er würde sich natürlich dagegenstemmen, doch ich oder wir würden es mit Gewalt versuchen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Mit einer gewissen sanften Gewalt, die nur zu seinem eigenen Schutz diente.

Als der Superintendent aufstand, erhob sich auch Suko. Ich blieb noch sitzen und fragte: »Wollen Sie zum Vampirloch? Ist es das, was Ihnen am Herzen liegt?«

»Ich will zum Blut…«

»Willst du ihn fortlassen, John?«

»Nein.«

»Ich würde es trotzdem tun.«
»Und warum?«
»Er kennt den Weg.«
»Stimmt, aber wir bekommen ihn auch heraus.«
»Was willst du dann machen?«
Ich wartete mit der Antwort, bis sich Sir James gedreht hatte. Er sollte sie nicht unbedingt mitbekommen. Dann redete ich mit leiser Stimme. »Wir werden ihn in eine Zelle sperren müssen und ihm dabei Handschellen anlegen.«
Zunächst zeigte Sukos Gesicht Erschrecken. Wenig später zeichnete sich darin Zustimmung ab. »Ja, es ist wohl am besten.«
»Dann los!«
Auch ich hatte mich inzwischen erhoben. Wir gingen von zwei Seiten auf unseren Chef zu, der gar nicht reagierte, weil er sich auf die Bürotür fixiert hatte, denn er wollte den Raum verlassen. Bevor es soweit kommen konnte, waren wir bei ihm und hielten ihn an den Armen fest. Er wehrte sich nicht, er ging weiter, nur mit dem einen Unterschied, daß wir an seiner Seite blieben und ihn führten.
Und so schafften wir es, ihn aus dem Raum zu führen. Wohl war uns dabei nicht, denn ich konnte die Ereignisse an den Fingern einer Hand abzählen, wo es Sir James erwischt hatte.
Allmählich festigte sich auch in mir die Überzeugung, daß es jemand auf uns abgesehen hatte. Der Begriff einer Vampir-Verschwörung wollte einfach nicht weichen…

***

Noch immer hatte ich den Schrei im Ohr, den Sir James abgegeben hatte, als die Gittertür hinter ihm ins Schloß gefallen war. Erst innerhalb dieses Komplexes war ihm klargeworden, wohin für ihn der Weg führte, und er hatte dermaßen stark durchgedreht, daß es für uns keine andere Möglichkeit gegeben hatte, als ihm Handschellen anzulegen.
Natürlich waren wir erstaunt und auch entsetzt von den hier unten Dienst tuenden Kollegen angeschaut worden, als wir unseren Chef einsperrten. Wir hatten nur kurze Erklärungen abgeben können, aber der Zustand an sich sprach für unsere Theorie, und so waren wir zuversichtlich, daß die Kollegen Sir James nicht rauslassen würden.
Im Lift waren meine Hände noch immer nicht trocken geworden. Auch die Gänsehaut wollte nicht weichen, denn diese Situation war einfach zu jung, um sich damit schon jetzt abfinden zu können.
Erst im Büro brachen wir das Schweigen. »Haben wir richtig gehandelt?« fragte Suko.
»Ich bin davon überzeugt.«
»Okay, John. Kannst du dir auch vorstellen, wie es weitergeht oder

wie es überhaupt dazu kommen konnte?«

»Noch nicht.«

Suko lächelte schief. »Wir beide wissen, daß nichts ohne Grund geschieht. Es hat Glenda zuerst erwischt. Sir James haben wir soeben noch aus dem Verkehr ziehen können. Jetzt würde mich interessieren, wer noch in diesen Bann hineingeraten ist und was eigentlich dahintersteckt.«

»Mir will die Theorie einer Verschwörung nicht aus dem Kopf.«

»Hm.« Suko überlegte. »Denkst du an eine Blut-Verschwörung?«

»So ähnlich. Du kannst das Wort Blut auch durch den Begriff Vampir ersetzen.«

»Aha.«

»Was heißt das?«

»Damit kämen wir der Sache schon näher.« Suko flüsterte. »Da bleibt doch nur eine Möglichkeit offen. Mallmann und seine Vampirwelt. Hat er wieder zugeschlagen? Es wäre immerhin eine Erklärung, denn bisher sind nach unserem Kenntnisstand nur Personen aus unserem unmittelbaren Dunstkreis betroffen, und dies ist schon bezeichnend.«

»Das meine ich auch.«

»Und ich denke, John, daß unser Chef, Sir James, dort hinwollte, wo Glenda möglicherweise bereits ist.«

»Zum Vampirloch.«

»Genau.«

Ich runzelte die Stirn. »Lassen wir Glenda und Sir James mal beiseite, uns sollte es jetzt allein darum gehen, daß wir dieses Vampirloch finden. Fragt sich nur, wo wir anfangen sollen, danach zu suchen.«

»Was ist es überhaupt?«

»Eben?«

»Ist es irgendein Loch, eine Höhle, die wir in einem einsamen Gebiet finden?«

»Das glaube ich nicht.«

»Nenn mir den Grund.«

»Ganz einfach. Wäre es tatsächlich so etwas, hätte kein Grund bestanden, es auf einen mit Blut eingefärbten Reklamezettel zu drucken. Wenn du genauer überlegst, wird dir klar sein, daß nicht alle Zeitungen diese Beilage bekommen haben. Man hat sich also auf bestimmte Abonnenten konzentriert. Dazu gehörten Glenda Perkins und Sir James. Ich könnte mir denken, daß dieses Vampirloch irgendein Lokal ist, eine Disco oder etwas in dieser Richtung.«

»Einverstanden. Wen können wir fragen?«

»Den Kollegen Percy Quade.«

»Bingo.«

Ich griff bereits zum Hörer und dachte dabei auch über den Kollegen Quade nach. Er war so etwas wie ein Mann aus der Szene und

gleichzeitig ein »Under-Cover-Agent«, ein verdeckter Ermittler also, der die Szene genau beobachtete. Er wußte, wo das reinste Kokain verkauft wurde, wer auf den Strich ging, wer ein neues Lokal eröffnete und wer gerade versuchte, die Szene aufzumischen, um anschließend groß abzusahnen. Quade war informiert, aber er vermied es immer, direkt mit uns zusammenzuarbeiten. Wer ihn erreichen wollte, konnte das unter einer Geheimnummer und mußte auf Quades Rückruf warten.

Er hieß auch nicht nur Quade. In der Szene hatte er viele Namen und er genoß das Vertrauen bestimmter Unterweltsgrößen, allerdings nicht das der Mafia. Ihr kam er nicht ins Gehege.

Ich bekam die Nummer von einem Kollegen der Fahndung. »Sie hält nur noch diese Woche«, sagte man mir.

»Ich brauche Quade nur einmal.«

»Das ist gut.«

Suko schaute mir zu, wie ich abermals wählte. Der Anschluß »gehörte« einem Anrufbeantworter.

Eine neutrale Stimme bat mich, mein Problem zu erklären.

Ich sagte nicht viel. Der Mann von der Fahndung hatte mir noch ein Codewort gegeben, wenn Quade dies hörte, würde er so bald wie möglich zurückrufen.

Für Suko und mich begann mal wieder das Warten. Es war kein stumpfes Dahinstarren, wir sprachen und diskutierten miteinander und versuchten selbst, auf die Lösung zu kommen.

Wir schauten auch in den entsprechenden Telefonbüchern nach, das Vampirloch fanden wir nicht.

Weder unter dem Sammelbegriff Szene-Kneipe noch Disco.

Und doch war es da. Wir hofften natürlich auch, daß Quade mehr darüber wußte, deshalb war der Anruf auch so wichtig.

Die Veränderung unseres Chefs tat uns natürlich sehr leid. Wir konnten beide nur hoffen, daß dieser Rausch so rasch wie möglich vorbeiging und Sir James wieder normal wurde.

Dann meldete sich der Apparat. Es war eine knappe halbe Stunde vergangen. Ich hob ab und versuchte mir dabei Percy Quade vorzustellen. Ich kam zu keinem Bild. Er war da, aber er war nicht so genau zu erkennen. Er arbeitete »verdeckt«, selbst wir kannten sein Gesicht nicht. Die Stimme zumindest klang sympathisch.

»Der Geisterjäger John Sinclair. Es freut mich, daß wir uns mal unterhalten. Ich habe einiges von Ihnen gehört.«

»Ich von Ihnen weniger, Mr. Quade.«

»Das liegt in der Natur der Sache, und darüber bin ich auch froh, ehrlich gesagt. Wo liegt Ihr Problem? Soll ich jetzt für Sie verdeckt Dämonen und Geister jagen?«

»Nein, nein, das überlassen Sie lieber uns. Es geht nur um eine

Information. Ich glaube, Sie können uns da weiterhelfen. Bei uns ist ein Begriff aufgetaucht, mit dem wir momentan noch nichts anfangen können. Dieser Begriff heißt Vampirloch.«

Mehr sagte ich nicht und wartete auf die Antwort. Wahrscheinlich hatte ich Quade damit überrascht, denn er ließ sich zunächst Zeit. »Das ist eine Überraschung, John.«

»Es könnte ein Lokal sein.«

»Ja, ja…« murmelte er, »lassen Sie mich bitte nachdenken. Ich denke schon, daß es da so etwas gibt.« Er räusperte sich. »Jedenfalls habe ich davon gehört. Bleiben Sie mal dran, ich werde von der anderen Leitung jemand anrufen.«

»Okay.«

Suko hatte mitgehört. »Scheint nicht gerade das Wahre zu sein, findest du nicht?«

»Wir warten ab.«

Das dauerte einige Minuten. Ich zählte die Flecken auf dem Fußboden, ich hörte dort Geräusche, wo Quade sich befand, und schließlich sagte mir sein Lachen, daß er einen Erfolg errungen hatte. »Sie können sich beglückwünschen, John, ich habe es herausgefunden.«

»Und?«

»Das Vampirloch ist eine Disco. Sie liegt in Soho, unweit des Soho Square, südlich davon. Versteckt in einem Hinterhof, mehr weiß ich im Moment auch nicht.«

»Existiert sie schon lange?«

»Nein, erst seit einigen Tagen.«

»Und Sie haben nichts Negatives über dieses Lokal mit dem ungewohnten Namen gehört?«

»John.« Er lachte, als er meinen Namen aussprach. »Denken Sie daran, wie sehr sich die Szene in Soho verändert hat und wie sie noch immer dabei ist, sich zu verändern. Nichts ist mehr normal, mein Freund. Soho wird umgekrempelt, das düstere Viertel ist passe. Jetzt triumphieren die originellen Lokale. Dabei brauchen Sie nur an die zahlreichen Freßtempel zu denken, die dort entstanden. Auch Szene-Treffs wie das Vampirloch kommen und verschwinden wieder. Viele sind berufen, nur wenige sind auserwählt.«

»Danke für die biblische Information, Percy.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

»Das war alles?«

»Nicht ganz.«

»Aha, ich wußte doch, daß die Sache einen Haken hat.«

»Wenn überhaupt, dann nur einen sehr kleinen. Wissen Sie eigentlich, welche Gäste dort verkehren, oder können Sie sich

vorstellen, wer das Vampirloch betritt?«

»Das ist schwer.«

»Nichts gehört?«

»Überhaupt nicht, und der Grund ist simpel. Ich hatte beruflich mit diesem Lokal noch nichts zu tun. Es gab keine Spuren oder Hinweise, die mich hingeführt hätten.«

»Dann werden wir uns umschauen.«

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn auch ich dort erscheine? Ich meine, es interessiert mich immer, wie es in meinem Revier aussieht und was sich dort entwickelt.«

»Wir können es Ihnen nicht verbieten, Percy. Gehen Sie nur davon aus, daß es Ärger geben kann.«

»Richtig Putz?«

»Ich weiß es nicht.«

»Putz mit Vampiren, John. Der Name deutet darauf hin. Mal sehen, ob ich mich dort blicken lassen kann. Ich könnte mir ja einen Kranz Knoblauch um den Hals hängen.«

»Das bleibt Ihnen überlassen.«

»Na, denn viel Glück.«

»Danke.«

Unser Gespräch war beendet, und Suko moserte ein wenig. »Das hätten wir auch allein herausfinden können.«

»Stimmt. Ich habe ja damit gerechnet, daß Quade mehr über das komische Ding weiß.«

»Dann müssen wir nur noch herausfinden, wem es gehört.«

»Genau das wollte ich in die Wege leiten.«

Wer ein Lokal eröffnet, muß vorher bei den Behörden eine Lizenz beantragen, das ist Gesetz, daran muß sich jeder Wirt halten. So war ich zuversichtlich, von den zuständigen Stellen die nötigen Auskünfte zu bekommen.

Nur irrte ich mich diesmal.

Niemand war da, der mir eine Information geben konnte. Ich saß da ziemlich auf dem Trockenen.

Von einem Lokal mit dem Namen Vampirloch war den zuständigen Behörden nichts bekannt.

Das machte uns beide schon nachdenklich. »Was sagst du dazu?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Verlange keine exakte Antwort. Da kann ich nur spekulieren.«

»Dann tu das.«

»Gut. Wer immer sich da festgesetzt hat, er will wahrscheinlich nur absahnen.«

»Kohle oder Blut?«

»Du wirst lachen, ich tippe auf das letztere.«

»Ich auch.« Suko nickte. »Fazit: Das Ding wird eröffnet, bleibt vielleicht einige Tage bestehen, dann ist ein gewisser Bedarf nach Blut gedeckt. Sehe ich das richtig?«

»Kein Widerspruch.«

Mein Freund stand auf. »Was hältst du davon, wenn wir einfach mal hinfahren?«

Ich grinste hart. »Sehr viel, mein Lieber, sehr viel…«

***

Nach dem Anruf hatte Glenda Perkins die Telefonzelle mit unsicheren Schritten verlassen. Sie war sehr bleich geworden, sie fühlte sich nicht gut, sie kam sich vor wie eine Puppe, die nur durch eine Mechanik in Bewegung gehalten wurde, aber nicht durch den eigenen Willen. Alles in ihr hatte sich verändert, und sie dachte immer nur an das eine, an Blut!

Der Geruch und der Geschmack wollten einfach nicht verschwinden. Nicht, daß sie darauf erpicht gewesen wäre, ihre Zähne in den Hals eines anderen Menschen zu schlagen, um dessen Blut zu trinken, nein, bei ihr verhielt es sich ganz anders. Sie wollte einfach dorthin, wohin sie der Blutgeruch führte, an die Quelle des Ganzen, in das Vampirloch, und sie wußte auch, welchen Weg sie zu nehmen hatte.

Mit der U-Bahn mußte sie bis zum Soho Square fahren. Von dort aus würde sie in die kleinen Straßen tauchen und das Ziel finden. Sie würde es wittern.

Nur kurz dachte sie an John Sinclair und auch an Suko. Es war klar, daß die beiden sich Sorgen um sie machten, aber ein schlechtes Gewissen kannte Glenda nicht. Sie hatte sich entschieden, den neuen Weg zu gehen, und sie würde glücklich werden.

Als Glenda die Stufen der Treppe hinab in die Unterwelt stieg, hielt sie sich am Handlauf fest. Der düstere Bahnsteig kam ihr wie eine fremde Welt vor, in der sie sich nicht unwohl fühlte. Glenda wußte genau, daß hier das erste Ziel lag, die Station, die sie zum endgültigen Ziel bringen würde.

Sie wartete auf die Bahn.

Ob sie beobachtet wurde, ob ihr Aussehen auffiel, wußte sie nicht. Es interessierte sie auch nicht, denn um diese Jahreszeit waren viele Menschen blaß und bleich.

Glenda wartete auf den Zug. Sie stand am Bahnsteig und bewegte ihren. Mund. Sie hatte den Eindruck, das Blut kauen zu können, obwohl es nur der Geschmack war, der sich hinter ihren Lippen verdichtet hatte. Ihre Blicke waren leer, als sie gegen die Schienen schaute, aber sie merkte auch, daß jemand neben sie getreten war und sie anschaute. Zuerst zwang sie sich, nach vorn zu schauen, aber die Blicke des anderen brannten auf ihrem Körper. Irgendwann konnte

Glenda nicht anders, sie mußte einfach den Kopf drehen.

Neben ihr stand ein Mann. Er sah gut aus, war hochgewachsen, hatte dichtes Haar, ein markantes Gesicht, und so etwas wie ein wissendes Lächeln lag auf seinen Lippen. Glenda schaute ihn an.

Er nickte.

Sie hob nur die Schultern.

Dann rauschte der Zug heran. Die lange Wagenschlange kam ruckweise zum Stehen. Nichts war sauber. Irgendwelche »Künstler« hatten die Außenseiten mit Parolen besprüht oder fratzenhafte Zeichnungen hinterlassen. Glenda sah sie und sah sie trotzdem nicht. Die Umgebung war für sie völlig uninteressant geworden.

Die Wagen öffneten ihre viereckigen Mäuler. Menschen strömten aus den Eingängen, waren selbst in Gedanken vertieft, achteten nicht auf diejenigen, die auf dem Bahnsteig standen und warteten.

Zweimal wurde Glenda angerempelt, sie nahm es hin und gehörte zu den ersten, die einen Wagen betraten.

Sie ging nicht weiter in die Mitte hinein, sondern blieb nahe der Tür stehen.

Die Augen hielt sie halb geschlossen. Sie wollte die Umgebung zunächst nicht sehen, denn in den letzten Sekunden war der Drang wieder stärker geworden.

Blut, nur Blut!

Sie hatte sich starr hingestellt. Über ihr schwebte eine große Blutwolke. Sie war von ihr eingehüllt worden, sie konnte diese Wolke leider nur nicht sehen.

Glenda spürte den Ruck, glich den Anfahrtstoß des Zugs aus, öffnete die Augen und sah ihn.

Es war der Mann vom Bahnsteig, der nun nicht neben, sondern vor ihr stand und sie direkt anschaute. Der Blick seiner dunklen Augen tastete über ihr Gesicht, und wieder zeigte sich ein Lächeln auf seinen Lippen, das Glenda irritierte.

Dieses Lächeln paßte ihr überhaupt nicht. Es war ihr einfach zu wissend, zu kalt, und es ging ihr unter die Haut. Den Mann kannte sie nicht, sosehr sie auch versuchte, sich zu erinnern. Nein, das Gesicht hatte sie nie zuvor gesehen. Der erste Eindruck einer gewissen Unsicherheit verschwand, und bei Glenda siegte plötzlich die Neugierde. Dieser Mann wollte ihr nichts Böses, er war ihr fremd, das stimmte, gleichzeitig aber auch irgendwo vertraut, und Glenda saugte die Luft scharf durch die Nasenlöcher ein.

»Ich heiße Eddy Figueras!« Er sprach gegen das Rattern der Wagen an und nickte.

»Ich kenne Sie nicht.«

»Du solltest mich aber kennen.«

Der vertraute Ton gefiel Glenda nicht, aber sie konnte nichts dagegen

unternehmen. Okay, sie hätte den Platz verlassen und tiefer in den Wagen gehen können, das aber wollte sie auch nicht, und sie fragte mit leiser Stimme: »Was soll das?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein.«

»Spürst du es nicht?«

Glenda blieb noch gelassen. »Was sollte ich denn spüren?«

Er antwortete mit einer Frage. »Schmeckst du es nicht?«

»Was denn?«

»Blut!« zischelte Figueras. »Das Blut, das ich gerochen habe. Das Blut, das mich auf die Spur brachte. Ja, ich bin da. Ich bin gekommen, ich bin erschienen, ich habe gesucht, und ich wußte, daß ich nicht der einzige bin. Wie heißt du?«

»Glenda Perkins.«

»Gut, Glenda, gut. Wir gehören zusammen. Wir zählen zu dem auserwählten Kreis der Menschen, die den Weg finden werden. Und am Ziel wird uns alle Herrlichkeit des Blutes erwarten. Bisher haben wir nur eine Kostprobe nehmen können, aber wenn wir einmal dort sind, können wir uns darin baden. Man wird uns erwarten.«

»Wer wird das sein?«

»Ich kenne keinen, ich weiß so viel wie du.«

»Das Vampirloch?«

»Ja.«

Glenda räusperte sich. Der Zug fuhr bereits in die nächste Station ein und bremste schüttelnd ab.

»Wie hast du mich gefunden, Eddy? Woher wußtest du, daß auch ich dazugehöre?«

»Gespürt habe ich es, meine Liebe, nur gespürt. Alles andere ist unwichtig. Mich trieb es in diese Station hinein, und da war ich plötzlich nicht mehr allein.« Er faßte nach ihrer Hand. »Du bist so etwas wie eine Schwester für mich. Wir sind beide daran interessiert, das Vampirloch zu besuchen. Es ist die Spur des Blutes, die uns führt. Es ist unsere Gemeinsamkeit.«

Glenda zog ihren Arm nicht zurück. Sie wollte lächeln, es fiel ihr schwer, denn nur die Mundwinkel zuckten. Ein leichtes Räuspern sorgte für eine freie Kehle, und wieder drückte eine regelrechte Blutwelle in ihren Mund hinein.

Es war ihr nicht aufgefallen, daß sie schon wieder fuhren. Eddy hatte seinen Standort gewechselt. Er hielt sich jetzt dicht neben ihr auf und preßte seinen Körper gegen den ihren. »Wir werden es gemeinsam durchstehen und durchleben, Glenda.«

Sie nickte und fragte dann: »Weißt du denn, wo du das Vampirloch finden kannst?«

»Der Geruch wird uns führen.«

»Ja, ich hoffe.«
Eddy lachte ihr leise ins Ohr. »Du kannst es auch nicht abwarten, wie ich sehe. Ich will das Blut endlich dort sehen, wo es sich auch befindet. Ich will zu der Quelle hin, kannst du das denn nicht verstehen? Es ist unser Schicksal, es ist einfach unsere Bestimmung, Glenda. Wir und sicherlich auch einige andere.«
»Ja, das sehe ich so.«
»Du kannst und mußt alles vergessen. Deinen Beruf, deine Freunde und Bekannten. Es gibt einfach ein anderes, ein neues Ziel für uns. Mitten in Soho wird das Blut kochen.«
Glenda Perkins lächelte. Diese Worte machten ihr überhaupt nichts aus, im Gegenteil, sie fühlte sich davon beflügelt, und sie gab auch zu, daß Eddy recht hatte. Er sprach genau das aus, was sie dachte, und gemeinsam waren sie sicherlich stärker, da verlor sich die Unsicherheit des anderen.
Den Rest der Strecke über schwiegen sie. Hielten sich nur fest und waren versunken in ihren eigenen Gedanken. Aber an der entsprechenden Station stiegen sie aus.
Auch am Tage war der Soho Square überflutet, da spielte auch das schlechte Wetter keine Rolle.
London war im Prinzip immer eine Reise wert, das wußten auch die Touristen vom Festland.
In der Oberwelt hielten sie sich an den Händen fest und blickten sich um.
»Wohin jetzt?«
Eddy lächelte. »Spürst du den Drang? Halte dein Gesicht in den Wind. Er wird uns ein Zeichen geben.«
»Ja, das ist wahr.«
Sie gingen weiter. Hin und wieder gestört vom Blitzlicht der fotografierenden Touristen, aber das war ihnen alles egal. Für sie allein zählte das große Ziel.
Das Vampirloch mußte hier irgendwo sein. Sie hatten die schmalen Straßen und Gassen genommen.
Es waren Bäume gepflanzt worden, die längst ihr Kleid aus Blättern verloren hatten. Neben den Stämmen lag das braune Laub wie ein dicker Teppich.
Vor einem alten Haus blieben sie stehen. Es lag in einer Gegend, in die sich nicht zu viele Touristen verirrten. Sie schauten an der Fassade hoch, die von Efeuranken bedeckt war. Die Blätter hatten einen winterlichen Glanz aus Rauhreif erhalten und ihn den gesamten Tag über behalten.
»Ist es dort?« fragte Glenda.
Eddy schüttelte den Kopf. »Nein, wir müssen noch an dem Haus vorbei, aber an der Seite.«

»Das geht nicht.«
»Doch.« Eddy zog sie weiter, und Glenda sträubte sich auch nicht. Der Mann zeigte ihr plötzlich einen schmalen Weg, der nur für Fußgänger gedacht war und seitlich am Grundstück entlangführte.
Zwei sich schräg gegenüberstehende Gitter ließen nur eine schmale Lücke zu, durch die sich die beiden wenden mußten.
Unter ihren Füßen zerknirschte das hart gefrorene Laub. Rechts von ihnen stand ein altes Haus, höher als das andere. Eine graue Fassade wirkte abstoßend. Es wirkte unbewohnt, wahrscheinlich nur von der Seite her, ansonsten mußten auch dort Menschen leben.
Sie erreichten einen Hinterhof. Ein Gelände, das irgendwie anders war. Es standen keine Müllkübel herum, aber das graue Haus auf der rechten Seite wurde hier durch einen tieferen Anbau gestützt, der ebenfalls grau war, nur winzige Fenster hatte, durch deren Scheiben niemand schauen konnte, aber trotzdem das richtige Ziel präsentierte, denn das sahen beide anhand der Tür.
Sie bildete nicht nur den Eingang, sondern auch den Mittelpunkt, und sie war wegen ihres Anstrichs einfach nicht zu übersehen, denn man hatte die Tür in einem dunklen Rot gestrichen, das die Farbe von Menschenblut aufwies.
»Wir sind da!« hauchte Eddy. Er umfaßte Glendas Hand und drückte sie leicht.
»Ich freue mich.«
»Du merkst den Drang?«
»Stark, sehr stark. Meine Beine möchten von allein laufen. Sie wollen sich in Bewegung setzen. Sie haben es schwer, auf der Stelle stehen zu bleiben.«
»Das ist gut.«
»Willst du?«
»Sofort.«
»Ich auch.«
Wie ein Paar schritten sie auf den Eingang zu. Die rote Tür war nicht zu übersehen, sie lockte, und Glenda zumindest spürte die irre Spannung in ihrem Innern. Auch wenn sie mit beiden Beinen den Boden berührte, so kam es ihr trotzdem vor, als hätten sich ihre Füße selbständig gemacht und würden über die harte Unterlage hinwegtanzen. Es war eine Folge der Erleichterung, die Glenda überkommen hatte, und als sie vor der Tür ihre Schritte stoppten, da atmete sie tief durch.
»Was hast du?« fragte Eddy besorgt!
»Ich fühle mich gut.«
»Ach ja?«
Sie nickte. »Wir sind hier richtig, ich bin hier richtig, auch wenn ich den Namen Vampirloch nicht lese. Aber jenseits der Tür wird sich uns

eine völlig andere Welt eröffnen, das kann ich dir versprechen. Ja, das weiß ich genau.«

»Wir werden sehen.« Eddy Figueras hatte sich die Tür genau angeschaut. Der schwarze, leicht glänzende Griff war nicht zu übersehen. Seine Hand näherte sich ihm, er umschloß ihn, zog, aber die Tür blieb verschlossen.

»Nichts.« Glenda sprach das Wort mit einer sehr enttäuscht klingenden Stimme aus.

»Leider.«

»Wir sind doch richtig, wir…«

Ein Summen ertönte. Zuerst erschraken beide, dann war es Figueras, der zugriff. Mit dem Druck seiner rechten Hand preßte er die Tür nach innen, und beide konnten eintreten…

***

Bisher hatte sich Glenda Perkins keine Gedanken darüber gemacht, was sie wohl erwartete. Sie wollte sich einfach überraschen lassen, und hinter der Tür begann direkt ein Gang, der so seltsam düster war, als gehörte er zu einem Gruselkabinett auf dem Jahrmarkt. Er zog sich in die Unendlichkeit hin, das wiederum war eine optische Täuschung, hervorgerufen durch Spiegel und kleine Punktleuchten.

Ein normaler Mensch mußte einfach überrascht und verunsichert sein, da erging es Glenda und Eddy nicht anders. Sie schauten sich um, sie zögerten mit dem Weitergehen nach dem dritten Schritt und hörten hinter sich knarrende Laute, mit denen die Tür zufiel. Es knackte, als sie das Schloß berührte, wo sie sich festhakte.

Jetzt waren sie endgültig da. Jetzt gehörten sie dem Vampirloch. Jetzt war ihnen der Rückweg versperrt.

Sie atmeten ein.

Es war eine besondere Luft, die beide umgab. Sie roch nach Blut, aber auch nach Staub, und sie war sehr trocken. Der Geschmack in den Mündern verdichtete sich. Zumindest Glenda kam es vor, als wäre sie dabei, mit Blut getränktes Papier zu kauen.

Es ließ sich niemand blicken.

Sie blieben allein, und so tropften die Sekunden dahin, eingefangen von einer bedrückenden Stille, die dann - urplötzlich - von einer Stimme zerstört wurde.

Ja es war eine Stimme, aber mehr auch nicht. Keiner von ihnen konnte den Sprecher oder die Sprecherin erkennen, denn sie wußten nicht mal, ob ein Mann oder eine Frau gesprochen hatte.

»Willkommen bei uns…«

Mehr war nicht zu hören gewesen, und beide Ankömmlinge standen da wie Figuren, die sich aus eigenem Antrieb nicht bewegen konnten. Angst verspürten sie nicht, dafür aber Neugierde auf die Gestalt mit

der geheimnisvollen Stimme.

Sie zeigte sich nicht. Sie ließ ihren Willkommensgruß wirken, und deshalb verdoppelte sich auch die Spannung in ihnen. Beide wußten, daß sie hier nichts zu sagen hatten, sie standen auch weiterhin unbeweglich und schauten nach vorn.

Der Gang, der Tunnel, die kleinen Lichter, hier kam alles zusammen und vereinigte sich zu einem langen Schlauch, an dessen Ende sie eine Bewegung sahen.

Dort stand jemand!

Beide hielten den Atem an. Sie konnten nicht genau erkennen, wer sich dort aufhielt, es war zumindest ein Wesen mit menschlicher Gestalt. Eine Frau, ein Mann?

Die Gestalt hob den Arm. Die Bewegung verwandelte sich in eine winkende Geste, die den beiden Neuankömmlingen galt, Glenda und auch Eddy setzten sich gemeinsam in Bewegung.

Die Gestalt bewegte sich. Sie ging auf die Neuankömmlinge zu, und endlich erkannten sie, daß es eine Frau war. Blond und bleich, was möglicherweise auch an dem hellen Kleid lag, das die Frau trug. Es umgab ihren Körper ziemlich eng, und es endete dort, wo die Knie begannen. Die Frau war ziemlich dünn, sie wirkte auf irgendeine Art und Weise auch unmodern, als wäre sie in den sechziger Jahren eingefroren und erst jetzt wieder aufgetaut worden.

Auch die Frisur war unmodern. Gelbliche Haare hingen glatt und steif zu beiden Seiten des Gesichts herab nach unten und berührten wie faseriges Stroh die Schultern.

Die Augen fielen nur deshalb auf, weil sie stark geschminkt waren. Der Mund stand leicht offen, dabei war die Unterlippe nach unten geschoben. Die Augen glänzten matt.

Als Typ wäre diese Person in einer größeren Menschenansammlung nicht aufgefallen, hier aber strahlte sie etwas ab, das Glenda nicht erfassen konnte, das ihr jedoch keine Freude bereitete, denn ein gutes Gefühl hatte sie dabei nicht.

Alles in allem wirkte sie kindlich, aber sie war auf keinen Fall zu unterschätzen. Mit einer sehr behäbigen Bewegung hob sie zuerst die Arme an und streckte den beiden dann ihre Hände entgegen.

»Kommt her, meine Lieben, kommt, ich habe euch erwartet.«

Beide zögerten nicht. Sie schritten auf die ihnen entgegengestreckten Hände zu und verstanden diese Geste auch, denn zugleich ergriffen sie je eine Hand der Frau.

Kalt war die Haut.

Eisig auf irgendeine Art und Weise, und nicht nur Glenda schauderte zusammen. Etwas in ihrem Unterbewußtsein meldete einen Alarm, denn sie dachte plötzlich an Totenhände.

Ja, so fühlten sich die Hände einer Toten an, aber diese Person hier

war nicht tot, sie lebte, sie bewegte sich, sie konnte auch sprechen, und sie stellte sich ihnen vor.

»Ich bin Evana…« Mehr sagte sie zunächst nicht, und wieder lauschten beide dem Klang der Stimme nach.

»Wie heißt ihr?«

»Glenda.«

»Ich bin Eddy.«

»Wie schön, Glenda und Eddy. Seid meine Freunde, seid meine Gäste! Labt euch bei mir und wartet darauf, daß das große Blutfest beginnen wird.«

»Blutfest?« keuchte Glenda.

»Ja, nach Einbruch der Dunkelheit. Dann wird es zu diesem Fest kommen. Alle Geladenen werden hier sein, und alle werden sich auf das Blutfest freuen, auch ihr.« Sie ließ die Hände der beiden los und drehte sich herum.

Glenda und Eddy schwiegen. Dafür schauten sie zu, wie Evana zwei Schritte vorging, wieder ihren rechten Arm ausstreckte, und das Viereck der Lampen an den Seiten fing an, sich zu bewegen. Der Spiegel war nichts anderes als eine Tür, die von Evana aufgestoßen worden war, damit sie in das Vampirloch eintreten konnte.

»Kommt!« flüsterte sie, »kommt…«

Wieder gingen die beiden vor. Sie übertraten die Schwelle, und das Vampirloch schluckte sie.

Abermals umfing sie eine andere Welt. Ein großer Raum, kein Flur oder Korridor mehr. Das steinerne Gewölbe ähnelte einer Film- oder Bühnenkulisse, aber das Vampirloch war gleichzeitig so etwas wie ein Lokal.

Musik erklang ebenfalls.

Aus versteckt angebrachten Lautsprechern drangen die leisen, dennoch sehr dumpfen Melodien.

Orgelklänge, die von düsteren Hoffnungen berichteten, die davon erzählten, daß sich alte Zeiten zurückmeldeten, um das Grauen zu schlucken.

An der linken Seite und mit der Gewölbewand abschließend, war eine kleine Bar installiert worden.

Dahinter bewegte sich eine Frau, die nur ab und zu in den Schein der schmalen Lichtstreifen geriet, die aus der finsteren Decke fielen. Die Frau war eine Asiatin, und sie trug um ihren Hals eine Kette.

Bis auf die blauen Tuchfetzen auf Brüsten und Scham war sie nackt.

Andere Gäste hatten ebenfalls den Weg in das Vampirloch gefunden. Sie saßen an den schwarzen, schmalen Tischen. Männer und Frauen mit blaßbleichen Gesichtern, die natürlich den beiden Neuen zugewandt worden waren, und ebenfalls Evana, denn sie hielt sich an der Seite des Paars und führte es zur Bar.

»Wir werden zur Begrüßung zunächst etwas trinken. Es wird euch guttun. Setzt euch.«

Glenda und Eddy konnten sich die Hocker aussuchen, denn keiner von ihnen war besetzt. Sie sanken auf dem weichen, roten Polster ein, das sie wiederum an gestocktes Blut erinnerte.

Mit lautlosen Schritten näherte sich ihnen die Barfrau. Die Glieder der engen Kette an ihrem Hals klirrten wie Eiswürfel in einem Whiskyglas.

»Das ist Lin«, stellte Evana die Asiatin vor. »Sie kommt aus China und hat den Weg glücklicherweise zu uns gefunden. Sie ist mir treu und seelisch verbunden.«

Lin lächelte. Ihr Gesicht war hübsch, vielleicht ein wenig zu breit, aber sie hatte einen schönen Mund, was man von ihren Augen nicht behaupten konnte, denn sie blickten ziemlich kühl, abschätzend und auch irgendwo hungrig.

Wieder übernahm Evana das Wort. »Ihr werdet das trinken, was auch all meine anderen Freunde zu sich genommen haben. Es ist der Cocktail des Hauses. Ein wunderbares Gemisch, das euch Lin mixen wird.«

Lin lächelte nur, deutete eine Verbeugung an und hatte schon nach einem silbernen Shaker gegriffen. In ihn füllte sie einige Zutaten aus bestimmten Flaschen.

Weder Glenda noch Eddy konnten erkennen, was sie hineintat, sehr schnell war der Shaker durch den Deckel wieder verschlossen, und Lin mixte den Drink gut durch.

Ihre Bewegungen waren die eines Profis. Sie lächelte dabei und starrte Glenda unverwandt in die Augen. Immer wieder geriet der Becher in den Lichtstrahl, einer Lampe, da blitzte er kurz auf wie eine Sternschnuppe.

Dann war sie fertig.

Lin stellte den Becher ab.

Sie hob den Deckel an.

Es waren normale Bewegungen, aber Glenda und Eddy spürten beide genau, daß diese Bewegungen ihre innere Spannung immer stärker aufbauten. Hier geschah etwas, das für ihre Zukunft ungemein wichtig war, denn erst wenn sie diesen Drink genossen hatten, würden sie ganz dazugehören.

Glenda wunderte sich über sich selbst, wie wenig sie sich fürchtete. Auch nicht vor dem süßlichschweren Geruch, der aus der Öffnung drang und ihnen entgegenwaberte.

Lin goß den Drink in zwei Gläser. Glenda hatte sich vorgebeugt und schaute zu. Die Flüssigkeit war fast so dick wie Sirup, nur nicht so glatt, denn in ihr befand sich ein Gerinsel, als wären die Zutaten durch das Mixen emulgiert.

Bis dicht an den Rand wurden die Gläser gefüllt.

Zuerst bekam Glenda ihr Glas gereicht, danach war Eddy an der Reihe. Sie hielten die Kelche noch fest, denn erst Evana gab durch ein Nicken zu verstehen, daß sie trinken sollten.

Beide setzten die Gläser zugleich an.

Glenda spürte, wie das schleimartige Getränk gegen ihre Lippen drängte. Es schmeckte süßlich, aber sie hätte nicht behaupten können, daß es Blut war, das Momente später ihren Mund füllte, so daß sie trinken mußte.

Sie schluckte das Zeug.

Sie trank noch nach und hatte den Kelch beinahe bis zum letzten Tropfen geleert, bevor sie ihn wieder auf das dunkle Holz der Bar stellte, sehr genau beobachtet von Evana.

»Nun…?«

Glenda hob die Schultern. Sie hätte gern etwas gesagt, aber in ihrer Kehle brannte es plötzlich, als hätte sie Säure getrunken. Für einen Moment war ihr die Luft weggeblieben. Schattenhaft nahm sie wahr, daß sich Lin von ihrem Platz hinter der Bar löste, um auf sie zuzugehen. Auch Evana veränderte ihre Stellung, sie baute sich hinter Glenda auf.

Neben ihr stöhnte Eddy. Ihm erging es nicht anders als Glenda, nur hatte er seine Arme in die Höhe gerissen und beide Hände um seine Kehle gekrallt. Die Wirkung des Drinks kam ihnen beiden vor, als hätten sie Feuer getrunken.

Feuer, das sich immer mehr ausbreitete und nicht allein auf den Kopf beschränkt blieb.

Sie brannten, die Luft wurde ihnen knapp, und die Kräfte verließen ihre Körper.

Glenda Perkins gelang es nicht mehr, sich am Handlauf festzuhalten. Ihre Finger lösten sich automatisch, und das war genau der Zeitpunkt, wo sie zurückkippte.

Hinter ihr stand Evana. Sie fing den fallenden Körper ab, und Lin tat es bei Eddy.

Beide hielten sie die Neuen fest. Evana schaute Lin an. »Jetzt gehören sie zu uns«, flüsterte sie.

»Und wer bekommt ihr Blut?«

»Wir teilen es uns.«

Damit war Lin zufrieden, nicht aber mit dem Platz der beiden Neuen an der Bar. Deshalb zerrten sie die leblosen Gestalten von den Hockern und trugen sie zu einem der leeren Tische, von den anderen Gästen kommentarlos beobachtet, denn ein jeder, der hier hockte, befand sich im gleichen Zustand wie Eddy und Glenda.

Sie wurden gegen die Lehnen der Sitzmöbel gedrückt und blieben wie Puppen in ihren Haltungen hocken. Evana trat zwei Schritte

zurück. Sie begutachtete ihr Werk und war zufrieden.

»Du bleibst hier, Lin.«

»Und du?«

»Ich werde mich um den Neugierigen kümmern.«

Die Chinesin verbeugte sich. »Wirst du ihn auf deine Art und Weise töten?«

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte Evana lächelnd und tat sehr geheimnisvoll.

Dann ging sie weg.

Wie ein lebender Schatten war sie schon nach wenigen Schritten im Hintergrund verschwunden, als hätte es eine Person mit ihrem Namen nie gegeben…

***

In den grauen, trockenen Staub war Feuchtigkeit hineingelangt und hatte ihn zu einem aschigen Schmier werden lassen. Er klebte überall in dem Kellerraum, auch an der Kleidung, am Gesicht und an den Händen des Mannes, der über seine eigene Dummheit fluchte, so blauäugig in eine Falle gelaufen zu sein.

Die Folgen davon hatte er zu tragen, und es sah verdammt nicht gut für ihn aus.

Man hatte Percy Quade überwältigt und an einen sehr schweren, eisernen Gegenstand festgebunden.

Er konnte nicht sehen, was ihn da hielt, es war einfach zu dunkel in diesem Verlies. Er ging nur davon aus, daß er in einem Kellerraum lag, der verdammt kalt war. Die Kälte schlich in seinen Körper, denn die Kleidung konnte ihn nicht mehr schützen.

Irgendwie bin ich ein Idiot, dachte er. Ein verdammter Irrer. Einer, der den Hals nicht vollkriegen kann. Einer, dem die Neugierde noch zum Verhängnis wird.

Der Anruf des Geisterjägers hatte Percy Quade aufgeschreckt. Nicht daß ihm sein Job in zu ruhigen Bahnen verlaufen wäre, das nicht, aber er war ein Mensch, der hin und wieder einen »Kick« brauchte, um erneut durchstarten zu können, und die Gelegenheit war ihm da doch günstig erschienen.

Raus aus seiner Tretmühle, hineingehen in die andere, etwas Neues herausfinden, vor allen Dingen deshalb, wenn es einen so außergewöhnlichen Namen hatte.

Er hatte von dem Vampirloch schon gehört, nur wußte er nicht, was sich dahinter verbarg. Er war davon ausgegangen, in einer ungewöhnlichen Disco zu landen oder in einem aus der Reihe fallenden Restaurant, tatsächlich aber hatte man ihn überwältigt, und er wußte nicht mal, wer ihn niedergeschlagen hatte.

Erwacht war er in diesem feuchtkalten Keller und angekettet an

einen schweren Gegenstand. Zudem war es in seiner Umgebung so dunkel, daß er den Gegenstand nicht mal erkennen konnte. Er wußte einfach nicht, ob es eine Bank oder ein Tisch war, jedenfalls sehr schwer, denn seine Kraft hatte nicht ausgereicht, um ihn zur Seite zu schieben.

Hinzu kam die Schwäche.

Der Schlag gegen den Kopf, etwa in Nackenhöhe, hatte für ihn Folgen gehabt. Die Schmerzen brummten wie ein Bienenschwarm in seinem Schädel. Er mußte sich hart zusammenreißen, um überhaupt denken zu können, aber es hatte einfach keinen Sinn, sich über eine Befreiung Gedanken zu machen, denn daran hinderte ihn unter anderem die schwere Kette. An einem Ende war sie mit einem Ring verbunden, der sich um sein rechtes Handgelenk spannte wie ein Schmuck aus Eisen.

Das andere Ende der Kette war an diesem schweren Gegenstand befestigt worden, von dem er auch nicht loskam. Was sich ansonsten noch in seiner Umgebung befand, konnte er nicht erkennen, dafür war es einfach zu dunkel. Quade sah nur den rechteckigen Ausschnitt eines kleinen Fensters in der Mauer, aber auch dieses Quadrat war zu weit entfernt, um es erreichen zu können.

Was blieb?

Abwarten, darauf hoffen, daß jemand kam, der ihn befreite. Diese Hoffnung allerdings war sehr trügerisch, eher würde die Person bei ihm erscheinen, die ihn niedergeschlagen hatte.

Mehr als zwei Stunden war er bereits gefangen, und er fragte sich schon, ob sie ihn hier erfrieren lassen wollten. Immer wieder bewegte er sich, an das Rasseln der Kettenglieder hatte er sich dabei längst gewöhnt und empfand es nicht mehr als schrille, atonale Musik.

Aufstehen konnte er ebenfalls, leider keinen Schritt mehr gehen, denn da packte die Kette sofort zu.

Percy mußte warten.

Wie lange, das stand für ihn in den Sternen, aber er horchte auf, als die Stille unterbrochen wurde.

Diesmal nicht durch ihn, dafür durch ein Ereignis von außen.

Er hörte Schritte.

Jemand kam, und diese Person ging nicht unbedingt leise, denn sie war sich ihrer Sache sicher.

Vergessen waren bei Percy Quade die Kopfschmerzen und auch die Übelkeit. Für ihn zählte einzig und allein die Person, die kam, um ihn zu besuchen.

Er wartete und ärgerte sich selbst darüber, wie sehr er wieder zitterte. Es war nicht die Furcht, in Quades Job mußte man mit viel Mut gesegnet sein, es war die verdammte Kälte, die sich einfach nicht zurückdrücken ließ.

Die Geräusche verstummten. Quade rechnete damit, daß es vor einer

Tür geschehen war, denn sehen konnte er sie nicht. So konzentrierte er sich auf die Geräusche, die seiner Meinung nach zwangsläufig folgen mußten.

Und er hatte recht. Da war das häßlich klingende Knarren, das die graue Dunkelheit durchdrang, dann das Kratzen verschiedener Materialien aufeinander, wieder die Trittgeräusche, aber kein Lichtschein, der ihn erwischt hätte. Er ahnte die Vorgänge mehr, als daß er sie sah, und er glaubte auch, in der Finsternis Bewegungen zu sehen.

Jemand kam.

Jemand ging leise auf ihn zu.

Quade schnupperte, denn ein anderer Geruch war an seine Nase gedrungen. Zunächst kam er damit nicht zurecht. Sekunden später wußte er, wie er diesen Geruch einzustufen hatte.

Blut…

Quade schluckte. Der Kloß saß wie ein Geschwür in seiner Kehle. Er bewegte die Augen, verdrehte sie und wollte nur sehen, welches neue Unheil sich ihm näherte.

Schleifende Geräusche, als Sohlen über den schmutzigen Steinboden glitten. Ein leises Lachen, schon ein Kichern, das nicht von einem Mann abgegeben worden war.

Eine Frau?

Hatte ihn eine Frau etwa niedergeschlagen?

Percy war beileibe kein Macho, aber von einer weiblichen Person derart hereingelegt worden zu sein, das ärgerte ihn schon. Die ganz große Sicherheit würde erst die Zukunft ergeben.

Zunächst einmal war nicht viel zu hören, bis auf ein bestimmtes Geräusch. Etwas war über eine rauhe Fläche hinweggeratscht. Funken sprühten, und eine kleine Flamme bekam die Nahrung eines Zündholzes. Für einen Moment erschien ein schmales Frauengesicht, das über dem Boden schwebte, als hätte es keinen Körper. Im nächsten Moment war es wieder verschwunden, dafür blieb eine bleiche Hand mit langen Fingern, die das brennende Zündholz führte und dort zur Ruhe kam, wo der Docht einer Kerze die feurige Nahrung erhielt. Das Licht brannte ruhig, es gab keinen Windstoß, der die Flamme drückte oder sie tanzen ließ. In der hellen Lichtinsel schimmerten die Glieder der Kette, und diesmal sah er auch woran man ihn festgebunden hatte.

Es mußte eine Maschine sein, die auf vier breiten Eisenbeinen stand. Sie hatte oberhalb der Beine ein Metallgestell, auf dem sich eine wuchtige Walze abmalte.

Für Quade war es eine alte Presse oder Druckanlage. Sehr primitiv, aber irgendwie auch wirkungsvoll. Es kam immer darauf an, was man mit dieser Presse vorhatte.

Irgendwo suchte er nach einer Verbindung zwischen der Frau, dem

Keller, der Presse und Sinclairs Anruf. Er hatte auch so etwas wie eine Lösung parat, aber seine Gedanken flossen wieder weg, denn die Frau nahm Percys Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie stand neben der Kerze, so daß er sie gut sehen konnte. Für ihn war sie eine jämmerliche Gestalt, denn sie trug nur ein billiges Fähnchen als Kleid, das so aussah, als wäre es ein zu kurz geratenes Leichentuch. Es konnte jeden Augenblick vom Körper rutschen, und es paßte auch zu dem bleichen Gesicht mit dem schiefen Mund, der wohl ein Lächeln andeuten sollte.

Ähnliche Gestalten kannte Percy Quade von seiner Arbeit als Streetworker her. Das waren die Süchtigen, die Suchenden, die durch London hasteten und darauf aus waren, einen schnellen Schuß zu bekommen. Es waren die, die man nur bedauern konnte, für die es kaum eine Rettung mehr gab, auch wenn Quade und seine Kollegen sich noch so anstrengten.

Doch diese hier war gefährlich. Trotz des verhältnismäßig schlechten Lichts entdeckte Percy den Ausdruck in ihren Augen, der ihm überhaupt nicht gefiel. Sie schaute ihn an, als wäre sie hungrig auf sein Fleisch und auf sein Blut.

Der Schauer, der jetzt über seinen Körper rann, stammte nicht von der Kälte, es war eine Folge der Furcht, die sich dicht in ihm zusammendrängte, und er mußte sich überwinden, um überhaupt eine Frage stellen zu können. »Wer bist du?«

»Ich heiße Evana.«

»Ein seltsamer Name.«

»Er stammt nicht von hier. Aus dem Südosten Europas…«

»Aha.«

»Wie heißt du?«

»Percy Quade.«

Die Fahlblonde nickte, als hätte sie nichts anderes erwartet, aber sie konnte ihn nicht kennen, denn dann hätte Quade auch sie gekannt, und das stimmte einfach nicht. »Hast du mich niedergeschlagen?«

***

»Ja, das tat ich.«

»Warum?«

»Was wolltest du hier?« antwortete sie mit einer Gegenfrage. »Was hat dich hergetrieben?«

»Die Neugierde.«

»Nein, du hast nicht zu den Eingeweihten gezählt. Ich habe die Reklamen nur in bestimmte Zeitungen gelegt, und ich habe mir die Personen zuvor angeschaut. Ich wollte bestimmte an mich binden, verstehst du?«

»Nein.«

»Ich möchte gewisse Gruppen ausrotten!«

Quade zuckte zusammen, als er den letzten Ausdruck hörte. Der paßte ihm überhaupt nicht, er ignorierte ihn auch weiter und sprach möglichst gelassen. »Ich war also nicht eingeladen.«

»So ist es.«

»Aber es hat sich schon herumgesprochen, daß hier ein neues Lokal eröffnet wurde.«

»Das ist nicht schlimm. Nur werde ich mir die Gäste an diesem Abend aussuchen. Wer später den Weg zu mir findet, das ist mir egal, dann habe ich meine Pläne bereits beendet. Heute aber, wo das Blutfest stattfinden wird, möchte ich nur bestimmte Gäste in meiner Umgebung haben, und das habe ich erreicht.«

»Dann bin ich also falsch.«

»Ja«, sagte sie und verzog den Mund. »Du bist sogar tödlich falsch, Percy.«

Genau diese Worte waren wieder eine Antwort, die ihm auf keinen Fall passen konnte. Einen Schrei konnte er unterdrücken, es wäre ein Schrei der Wut gewesen, und er dachte daran, daß er nur mit der rechten Hand angekettet war. Die linke konnte er bewegen, die beiden Füße ebenfalls, nur eben nicht die alte Druckmaschine aus Eisen zur Seite ziehen.

Das Weib hat seltsame Augen, dachte Quade. Schreckliche Augen eigentlich, so wenig menschlich wie zwei Lichter, die sich, aus dem fernen All kommend, festgesetzt hatten. Er mochte diese Augen nicht und glaubte auch, in oder hinter dem fahlen Gelb dünne Blutgerinsel zu sehen, die ein Netz gezogen hatten.

Er schüttelte sich, als hätte man ihn mit Eiswasser übergossen, doch er tat es nur, weil diese Person ihren Platz verlassen hatte und auf ihn zuging.

Sie blieb dabei stumm. Allein ihr Gesicht und damit auch ihr Blick waren ihm zugewandt.

Quade rührte sich nicht. Gedanken schossen durch seinen Kopf, und sie vertrieben die dumpfen, im Hintergrund lauernden Schmerzen. Er überlegte, wie er sich gegen diese Person wehren sollte, denn auf keinen Fall wollte er sich widerstandslos fertigmachen lassen.

Sie kam noch näher.

In Reichweite stoppte sie.

Percy hatte seinen linken Arm nach unten gedrückt. Ohne daß die Frau es sehen konnte, ballte er die Hand zur Faust. In dieser Lage hätte er sich einen Schlagring gewünscht, aber er würde sie auch so niederschlagen können, wenn er richtig traf.

Als sie lächelte, hätte er am liebsten schon zugedroschen, so quer ging ihm dieses Grinsen. Noch tat sie ihm nichts, er beherrschte sich. Evana aber wollte nur näher an ihn heran.

Sie schlich auf ihn zu. Das Lächeln blieb ebenso wie der Glanz ihrer Augen. Beides war so falsch, aber mit einer sehr behutsam anmutenden Geste hob die Frau den rechten Arm und streckte ihre Hand seinem Gesicht entgegen.

Er ließ es zu.

Auch gegen die Berührung an seiner Wange wehrte sich Percy nicht, auch wenn ihm die Hand so eiskalt vorkam wie eine Totenklaue. Da streifte kaltes Fett über seine Haut und trieb den Widerwillen in ihm hoch. Es war vorbei mit seiner Beherrschung.

Als sie den Mund öffnete, um etwas zu sagen, da schnellte sein Arm hoch. Die Hand bildete noch immer eine Faust, und einen Augenblick später krachte sie in das dünnhäutig wirkende Gesicht der Frau.

Der Schlag trieb sie zurück.

Sie schrie nicht einmal, sie nahm ihn stumm hin. Während des Falls wedelte sie mit den Armen, dann klatschte sie auf den harten Boden, und Quade rechnete damit, daß sie bewußtlos wurde, so wie er es geworden war. Evana fiel auch hin, blieb starr liegen, und Quade wollte schon aufatmen, was er nicht mehr schaffte, denn er hörte ihr Lachen.

Es gab keine andere, die so lachte, auch wenn sie außerhalb des Kerzenscheins lag. Es war einfach ein widerliches Gelächter, das ihm bewies, wie wenig er letztendlich erreicht hatte.

Sie würde noch einmal kommen, und sie stand bereits auf. Das tat sie mit Bewegungen, die zwar langsam aussahen, aber gleichzeitig von einer Überlegenheit waren, die auch Quade nicht entging.

Sie war mit den Fäusten nicht zu besiegen, sie war eben etwas Besonderes. Sie war ein Mensch, der die Bezeichnung nicht verdiente, sie erinnerte ihn an ein künstliches Geschöpf, an einen Roboter.

Breitbeinig blieb sie stehen. Dann schüttelte und bewegte sie den Kopf, als wollte sie in ihm etwas zurechtrücken, was durch den Treffer zerstört worden war.

Über ihre Lippen drang ein zischendes Geräusch, als sie auf den angeketteten Mann zuging. Quade spürte ihre Ausstrahlung, und er hatte dafür nur einen Ausdruck.

Haß, es war der reine Haß und vermischt mit einer furchtbaren Gier, was ihm da entgegenströmte.

Zum erstenmal kam ihm richtig zu Bewußtsein, wie stark er behindert war. Quade konnte zerren und ziehen, wie er wollte, er schaffte es einfach nicht, von dieser verdammten Kette loszukommen, und das Klirren der Glieder drang an seine Ohren wie eine höhnische Musik.

Evanas Gesicht hatte sich verändert. Der Schlag war gegen ihre Wange und auch gegen das Kinn gekracht. Er hatte dort einen Knochen schief gesetzt und gleichzeitig die Haut aufgerissen, so daß

eine Platzwunde entstanden war. Ob aus ihr Blut sickerte, konnte er nicht feststellen, es war zumindest eine seltsame Flüssigkeit, die aus dem Spalt rann und wie blasser Sirup an der Gesichtshaut nach unten lief. Die Augen hatten den gleichen Ausdruck behalten, noch immer schauten sie starr und böse, wobei in ihnen tiefe Lichter tanzten und wie blasse Sterne funkelten. Auch die Lippen waren in Mitleidenschaft gezogen worden, wie Quade erkannte, als sich die Person mit den kalten Händen wieder in seiner Reichweite befand. Besonders die Unterlippe zeigte mehrere Risse. Sie war aufgesprungen, und wieder rann zitternd aus ihr eine Flüssigkeit, die aussah wie blutiger Eiter.

»Du hast mich geschlagen«, flüsterte sie.

»Ja, das habe ich.« Quade hatte Luft geholt, um sprechen zu können. »Ich habe dich geschlagen, und es tat mir nicht mal leid, verdammt noch mal.«

»Das wirst du büßen!«

»Wie denn? Willst du es darauf ankommen lassen, verdammtes Weib? Versuche es doch. Los, mach es! Ich werde…«

Er verschluckte die nächsten Worte, denn er hatte gesehen, was mit Evana geschehen war.

Jetzt stand ihr Mund offen.

Er konnte ihre Zähne sehen.

Aber nicht sie waren es, die ihn so entsetzten, es waren die beiden bestimmten, die aus dem Oberkiefer wuchsen und aussahen wie kleine, helle, spitze Lanzen.

Er wußte Bescheid.

Aber er wollte es nicht akzeptieren, daß vor ihm tatsächlich ein weiblicher Vampir stand…

***

Glenda Perkins wußte nicht, ob es Eddy Figueras ebenso ergangen war, aber sie war sich vorgekommen wie jemand, der aus einem Tunnel wieder an das Licht getaucht war, ohne es allerdings richtig wahrnehmen zu können, weil eben dieses Licht nicht so grell und stark war und auch nicht von der Sonne stammte.

Es waren die kleinen Lampen innerhalb des Vampirlochs, die so stark funkelten.

Glenda war noch nicht in der Lage, eine Entfernung abzuschätzen, jedenfalls erreichten sie ihre Augen und ließen sie blinzeln. Schmerzen verspürte sie nicht, es war nur eben alles anders geworden, denn sehr bald schon stellte sie fest, daß sie nicht in der Lage war, sich zu bewegen. Aber sie lag nicht, sondern saß. Starr und wie eingeeist hockte sie auf einem Stuhl oder Sessel mit weicher Unterlage. Wenn sie die Augen niederschlug, erfaßte ihr Blick die Platte eines runden Tischs, dessen Oberfläche schwarz und gleichzeitig lackiert worden

war. Zur Seite konnte sie ihren Kopf nicht drehen, ihr Blickfeld blieb eingeschränkt, so daß sie nur nach vorn schauen konnte.

Immer in eine Richtung.

Immer nur ins Leere und gegen die Gesichter der anderen Gäste. Sie sah genau zwei davon, und diese Gesichter kamen ihr so starr vor wie gebleichte Halloween-Masken.

Glenda versuchte, zu sich selbst zu kommen. Sie wollte ihre Gedanken ordnen, was normalerweise kein Problem gewesen wäre, in ihrem Fall aber so gut wie unmöglich war.

Sie schaffte es einfach nicht, sich gedanklich mit ihrer Situation auseinanderzusetzen. Sie war zu einer Puppe geworden, eine Folge des gemixten Drinks.

Glenda gehörte dazu, ebenso ihr Begleiter und Leidensgenosse Eddy Figueras, dessen Anwesenheit sie mehr ahnen, als sehen konnte. Starr hockte er neben ihr, nur wenn sie die Augenwinkel verdrehte, konnte sie ihn auch erkennen.

Eddy war zu einer Figur geworden, denn auch ihn hatte der Drink erstarren lassen. Niemand im Raum bewegte sich, nur die Musik drang weiterhin aus den Lautsprechern, aber derartig schwere Orgelklänge brachten beileibe keine guten Gefühle.

Glenda blieb sitzen.

Glenda tat nichts.

Glenda konnte nicht mal den kleinen Finger bewegen. Nur ihre Augen reagierten etwas, so daß es ihr gelang, auch einen winzigen Teil ihrer Umgebung zu erkennen.

Alles war erstarrt. Alles wartete auf den großen Augenblick, auf den Start.

Ein Begriff fiel ihr ein.

Jemand hatte von einem Blutfest gesprochen. Es war die bleiche Frau, der das Lokal gehörte. Ein Blutfest, das bei Anbruch der Dunkelheit beginnen würde, das in einer Allegorie des Schreckens endete, in dem es vielleicht nur die Frau als Überlebende gab.

Seltsamerweise fürchtete Glenda sich nicht davor. Sie dachte nur an das Wort Blut, und genau dieser Begriff war in der letzten Zeit so wertvoll für sie geworden.

Blut…

Nein, sprechen konnte sie nicht, aber sie hatte einfach den Eindruck, das Wort auszusprechen, so intensiv hatte es sich in ihren Kopf festgesetzt.

Blut… Blut…

Der Geruch war da. Er erfüllte sie. Glenda konnte ihn sich nicht mehr wegdenken, denn er hatte sie überschwemmt wie eine gewaltige Woge, die nun wie eine große Käseglocke über ihr stehenblieb und sich nicht mehr rührte.

Sie saß da und wartete.

Es war wichtig, sich nicht zu rühren. Es war wichtig, dem Blutfest entgegenzufiebern, und plötzlich geriet ein sich bewegender Schatten in ihr Gesichtsfeld.

Vor ihr stand die kleine Chinesin.

Sie war lautlos herangeschwebt.

Lin lächelte, aber es war kein Lächeln, das Glenda erfreute, es wirkte starr und auch aufgesetzt.

Lin streckte Glenda ihre Hände entgegen. Dann legte sie die Handflächen gegen die Wangen.

Kalt war Lins Haut, als hätte sie sie mit Eiswürfeln eingerieben. Glenda schauderte etwas zusammen, aber ihr Blick blieb an dem Gesicht der Chinesin haften, besonders an ihrem Mund, denn der war dabei, sich langsam zu öffnen.

Glenda schaute genauer hin. Sie mußte es tun, sie konnte es nicht mehr anders, und sie sah das für einen normalen Menschen so Unnatürliche und Schreckliche.

Aus der oberen Zahnreihe wuchsen zwei spitze Hauer hervor…

***

Es war kalt!

Der Atem stand als dampfender Frost vor unseren Lippen, und ich hatte den Kragen meiner Jacke ebenso in die Höhe gestellt, wie es auch mein Freund Suko getan hatte.

Wir waren da, aber wir waren noch nicht am Ziel, das stand fest. Der Himmel hatte sich noch mehr bezogen, er bildete eine dunkelgraue Fläche, aus der hin und wieder winzige weiße Kristalle fielen, erste Schneeflocken.

Ich kannte dieses Geriesel nur zu gut. Wenn es so anfing, dann schneite es auch weiter, und wir würden sehr bald das gefährliche Glatteis auf den Straßen bekommen.

Wir hatten für den Rover einen Parkplatz gefunden, und eigentlich ging es nur noch darum, an das Ziel zu gelangen, was allerdings schwer genug war.

Es lag nicht an der Enge der Straßen oder Gassen, sondern mehr an den Hinterhöfen, den Durchfahrten, den kleinen Eingängen, den winzigen Gärten, die ebenfalls angelegt worden waren, als man alte Häuser abriß und neue dafür baute, deren Wohnungen teuer vermietet werden konnten. Wir hatten die Häuser gesehen mit ihren Penthouses, den schrägen Fenstern und den Ateliers.

Vor einem grauen Haus waren wir stehengeblieben. Es gehörte noch zu den alten, allerdings weniger schönen Gebäuden, mehr eine Mietskaserne mit vielen, nicht sehr großen Fenstern.

Hier mußte es irgendwo sein.

»Siehst du was?« fragte Suko.
»Nein, nicht mehr als du.«
»Okay, was machen wir?«
Ich räusperte mich, ging einige Schritte zur Seite, denn ich hatte etwas entdeckt. Es war ein schmaler Weg, der links am grauen Gebäude vorbeiführte und praktisch eine Schneise schnitt. An der anderen Seite des Wegs stand ein Haus, dessen Fassade im Laufe der Jahre einen dichten Pelz aus Efeu bekommen hatte, wobei der Anstrich des Mauerwerks überhaupt nicht mehr zu sehen war.
Hintereinander durchschritten wir den schmalen Weg und erreichten, wie hatte es anders sein können, einen Hinterhof, in dem wir auch einen Anbau entdeckten. Zuerst dachten wir, daß er zu dem grauen Haus gehörte, aber er stand für sich, er endete nur ziemlich dicht an der schmutzigen Fassade. Es war kein Mensch zu sehen, nicht einmal ein Auto parkte auf diesem Hinterhof.
Und doch waren wir richtig, denn das Ziel war einfach nicht zu übersehen. Es lag an der Tür des Anbaus, die mit ihrer blutroten Farbe so gar nicht zu diesem alten Ding paßte. Die Tür war breit, sie lief in der Höhe bogenförmig zu, und sie hatte einen schwarzen Griff, aber keine Klinke. Demnach konnte sie nur von innen geöffnet werden, denn nach einem Schloß suchten wir vergebens.
»Das Vampirloch«, flüsterte Suko, der, ebenso wie ich, vor der Tür stehengeblieben war.
»Du sagst es.«
»Willst du hinein?«
»Wie denn?«
Suko zerrte am Griff. Es war vergebene Liebesmüh, denn die Tür gab um keinen Millimeter nach.
»Das sieht nicht gut aus«, gab er zu, »es sei denn, wir beschäftigen uns mit den Fenstern.«
»Wenn du ein Schlangenmensch bist, okay.«
Suko verzog die Mundwinkel, weil ich einfach recht hatte. Die Fenster waren mehr Luken, und wir hätten wirklich aus Gummi sein müssen, um uns dort durchzuzwängen.
Das war also nichts.
Ich ließ meinen Freund stehen und trat dicht an eines der Fenster heran. Das Glas war dunkel, wahrscheinlich von innen so stark geschwärzt, daß niemand hindurchschauen konnte.
Irgendwie mußte ich ja Aufmerksamkeit erregen, deshalb hob ich den Arm an und klopfte mit dem Knöchel gegen das Glas. Von wegen Scheibe. Mein Klopfen brachte nichts, bis auf einen dumpfen Laut, und ich spürte im Knöchel einen leichten Schmerz. Obwohl ich leise fluchte, hatte mich Suko gehört.
»He, was ist?«

»Das ist dickes Glas. Da kommen wir nicht durch.«

Suko schaute nach, um mich zu korrigieren. »Es sind sogar Glasbausteine!«

»Auch das kann stimmen.«

»Was machen wir dann?«

»An der Rückseite nachschauen.«

Viele Chancen gab ich uns nicht. Wer hier lebte, der hatte vorgesorgt, aber ich wollte Suko nicht enttäuschen und hielt mich an seiner Seite. An der Rückseite sah es noch trauriger aus, denn dort entdeckten wir zumindest in einer gewissen Höhe überhaupt keine Fenster. Dafür allerdings tiefer, beinahe in Bodenhöhe. Genau da zeichnete sich der Umriß eines Kellerfensters ab.

Beide gingen wir hin, und beide drückten wir uns in die Knie. Diesmal klopfte Suko gegen das Glas.

Seinem Gesicht sah ich an, daß er den gleichen Erfolg erzielt hatte wie ich zuvor. Und hindurchschauen konnten wir auch nicht.

Wir traten wieder zurück. Beide waren wir ziemlich ratlos. Wir verfügten über keine rechtliche Handhabe, um in dieses Lokal mit Gewalt einzudringen, also mußten wir eine andere Möglichkeit suchen.

»Hinein kommen wir«, sagte ich.

»Was macht dich so sicher?«

»Glenda wird doch nicht die einzige Person sein, die dieses seltsame Lokal besucht.«

Suko hatte begriffen. »Du rechnest also damit, daß noch weitere Gäste kommen.«

»Sicher.«

»Gut, warten wir.« Er schaute zum Himmel und verzog den Mund. Eine Schneeflocke erwischte seine vorgeschobene Unterlippe und schmolz sofort.

Ich war schon vorgegangen. Dabei bewegte ich mich nicht normal, sondern wie jemand, der immer damit rechnen muß, im nächsten Moment eine Überraschung zu erleben.

Ich blieb an der Ecke zwischen Rück- und Seitenfront stehen. Das Gebäude war so angelegt worden, daß ich von dieser Stelle aus einen relativ guten Überblick hatte.

Da hörte ich Schritte.

Die Person selbst konnte ich nicht entdecken. Um sie zu sehen, mußte ich weiter vorgehen, was ich auch tat.

Freie Sicht!

Fast traf mich der Schlag.

Der Mann, der unbeirrt und allein auf den Eingang des Vampirlochs zuschritt, war mir und Suko nicht unbekannt.

Es war Sir James Powell!

***

Blut! Blut! Blut!

Immer nur hatte Sir James daran denken können, als er in der Zelle hockte und sich selbst vorkommen mußte wie ein Gesetzesverbrecher. Genau das war er nicht, er war normal wie alle anderen auch, er hatte nur eben diesen Kick bekommen, und jetzt war sein Gehirn eben nur von diesem einen Gedanken erfüllt.

Dabei dachte er zwar an das Blut selbst, viel wichtiger war ihm jedoch, dort hinzugelangen, wo er es bekommen konnte und sich letztendlich unter Gleichgesinnten bewegte.

Mochte Sir James seine Gedanken und Wünsche auch noch so sehr auf das Vampirloch konzentrieren, er vergaß nicht, wer er war und welchen Posten er innehatte.

Sehr gut noch konnte er sich an die erstaunten Gesichter der hier unten arbeitenden Beamten erinnern, als er eingeliefert wurde. Die Männer hatten keine Kommentare abgegeben, doch sie hatten sich alles andere als wohl gefühlt, da sie immer nur zur Seite schauten und Sir James gar nicht erst ansehen wollten.

Er mußte die Zelle verlassen.

John Sinclair und Suko würden es nie zulassen, das stand fest, aber sie sollten von seinem Plan auch gar nichts wissen, und er würde sich zu einem perfekten Schauspieler entwickeln müssen. Sir James war noch dabei, sich Einzelheiten auszudenken, als ihn die Trittgeräusche überraschten.

Er befand sich im Trakt der Untersuchungshäftlinge. Hier wurden auch Personen in Schutzhaft genommen, und wenig später wurde die Tür der Zelle aufgeschlossen.

Sir James stand neben dem Tisch, auf dem einige ältere Zeitschriften lagen.

Ein Beamter nickte ihm zu. »Sir, wenn Sie etwas essen möchten, lassen Sie es mich wissen.« Der Mann war so nervös, daß er schwitzte und auch seine Hände nicht mehr ruhig halten konnte.

»Ja, ich habe einen Wunsch.«

»Bitte…«

»Holen Sie Ihren Vorgesetzten.«

Der Beamte stutzte, schluckte und kam nicht dazu, etwas zu erwidern. »Los, holen Sie ihn schon!«

»Y… yes, Sir!«

Er ging, und der Superintendent atmete auf, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. Er wußte nicht, ob der Chef dieses Trakts hier unten informiert worden war und hoffte darauf, daß John Sinclair nicht die Zeit dazu gehabt hatte.

Der Mann hieß Sidney Stone und zeigte sich ebenfalls verlegen, als er Minuten später in der Zelle stand. Er begann mit einer

Entschuldigung, was Sir James schon mal gefiel. »Sorry, Sir, aber ich bin zwar informiert, doch die genauen Hintergründe kenne ich leider nicht.«

»Das ist auch nicht nötig, Mr. Stone. Wichtig ist, daß ich wieder in mein Büro komme.« Um den Mann zu beruhigen, redete er schnell weiter. »Es war mehr ein Versehen, ich habe zudem meine Leute darum gebeten, mich hier abzusetzen, wie man so schön sagt, denn ich wollte einfach allein sein. Das ist vorbei, deshalb muß ich wieder an meinen Schreibtisch. Die Arbeit, Sie verstehen.«

»Natürlich.«

»Ich wollte Sie nur nicht übergehen, wenn ich diese ungastliche Stätte verlasse.«

Sidney Stone befand sich in der Klemme. Auf der einen Seite waren ihm kaum Informationen gegeben worden, auf der anderen stand hier ein Mensch vor ihm, der ihn in der Hierarchie um einiges überragte. Er wollte sich nicht in die Nesseln setzen, traute sich auch nicht, nach John Sinclair zu fragen, sondern zeigte sich kompromißbereit. »Wenn Sie arbeiten müssen, Sir, ist das ein Grund.«

»Das denke ich auch.«

»Darf ich Sie dann in Ihr Büro begleiten?«

»Gern.« Sir James verließ die Zelle. Den Kopf hielt er etwas gesenkt, man brauchte sein Lächeln nicht unbedingt zu sehen. Er hätte nicht gedacht, daß es so einfach für ihn war, wieder in die Normalität zurückzugleiten. In seine neue Normalität, denn im Hintergrund hatte sich noch immer der Gedanke an das Vampirloch festgesetzt.

Im Fahrstuhl standen sich beide Männer gegenüber. Stone wußte nicht so recht, was er sagen wollte, zudem wollte er auch keine Fragen stellen, denn der Gesichtsausdruck seines Gegenübers sagte ihm, daß Sir James mit sich allein sein wollte.

»Sie bleiben dann im Büro?« erkundigte er sich beim Verlassen des Fahrstuhls.

Sir James warf einen Blick über die Schulter. »Natürlich, und vielen Dank!«

Es war ein Abschied, das begriff auch Stone. Er ließ den Mann allein weitergehen und war froh, wieder in seinen eigenen Dienstbereich zurückfahren zu können.

Kaum hatte Sir James die Bürotür hinter sich geschlossen, als er sich mit dem Rücken gegen die Wand lehnte und tief durchatmete. Er war frei, wieder frei, und er konnte sich ausmalen, wie es jemandem erging, der sehr lange in einer Zelle hatte sitzen müssen.

Sir James bewegte seinen Mund, ohne ihn zu öffnen. Er schmeckte dabei das Blut, aber es rann nicht über seine Zunge, obwohl er seinen eigenen Speichel damit verglich.

Noch immer durchtosten die fremden Gedanken sein Hirn. Es waren

klare Befehle, die ihm da zugeschickt wurden. Er mußte sich daran halten und würde den Regeln entsprechen. Niemand konnte ihn jetzt noch aufhalten, und sein Lächeln wurde hart und kantig, als er durch das Fenster schaute, hinab in das kalte London, über dem ein eisiger Dunst zu liegen schien.

Dann öffnete er den Schrank.

Er holte den grauen Wintermantel hervor und streifte ihn mit gelassenen Bewegungen über. Den Hut vergaß er ebenfalls nicht, rückte ihn zurecht, verzichtete allerdings auf den Schirm, obwohl erste Schneeflocken aus den Wolken fielen. Die schwarzen Lederhandschuhe streifte er ebenfalls über, war mit sich zufrieden und verließ sein Büro.

Mit dem Lift fuhr er wieder nach unten.

In der Halle wurde er gegrüßt. Manchmal mit seinem Namen, von weiter entfernt stehenden Personen mit einem Nicken. Es war alles normal, und auf seinen Lippen hatte sich ein wohlwollendes Lächeln ausgebreitet. Verändert sah er nicht aus, aber die Veränderung in seinen Gedanken war geblieben.

Er dachte an das Blut. Er wollte hin. Er würde sich nicht aufhalten lassen. Die Botschaft hatte er sehr gut verstanden, denn Sir James freute sich auf das, was ihn erwartete, obgleich er nicht wußte, was es überhaupt war.

Dann verließ er das Yard Building und trat hinaus in die knackige Kälte.

Selten war sie so früh gekommen. Der November war noch nicht vorbei, aber halb Europa lag schon jetzt unter einer eisigen Decke.

Ein Taxi hatte er schnell gefunden, und die Adresse war ihm ebenfalls bekannt.

Der Fahrer nickte nur gleichgültig, als er sie hörte. Dann gab er Gas und fuhr an.

***

Zuerst dachte ich, einer Halluzination erlegen zu sein, denn das durfte doch nicht wahr sein. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, zuckte zurück, ließ zwei Sekunden verstreichen, beugte mich dann wieder vor und konnte um die Ecke schauen.

Es stimmte.

Der Mann, der mit kleinen, etwas unschlüssig wirkenden Schritten auf die rot gestrichene Eingangstür des Vampirlochs zuging, war tatsächlich unser Chef Sir James. Er hatte es verstanden, der Zelle zu entfliehen, und ich mußte ihm schon ein Kompliment machen, denn er war raffinierter, als ich angenommen hatte.

Da konnte man nur den Kopf schütteln, aber dazu war ich nicht hergekommen. Ich mußte etwas tun und entsprechend handeln.

Suko eilte auf mein Winken hin heran. Ich drückte ihn mit einem schnellen Griff gegen die Hauswand, schaute in sein überraschtes Gesicht mit den großen Augen und zischte nur: »Sir James!«

»Wie?«

»Er ist hier!«

Suko sagte nichts, löste sich von der Wand und schaute ebenso vorsichtig um die Ecke.

Er sah ihn, stöhnte auf, schüttelte den Kopf, aber eine Frage stellte er nicht, denn ich kam ihm mit meiner Bemerkung zuvor. »Jetzt werden wir hineinkommen, Suko.«

»Wie denn?«

»Mit ihm zusammen. Ich bin fest davon überzeugt, daß man ihm die Tür öffnen wird.«

»Da kannst du recht haben.«

Noch mußten wir uns zurückhalten. Unsere Aktivitäten richteten sich nach denen des Superintendents. Wenn er entsprechend handelte, konnten auch wir eingreifen.

Noch hatte er die Tür nicht erreicht. In unterschiedlicher Höhe schauten wir um die Hausecke. Als kompakte Gestalt stand er einige Schritte vom Eingang entfernt. Er war allein, auch aus der Nachbarschaft ließ sich kein Mensch blicken. Es mochte auch an der Kälte liegen und an den winzigen Schneeflocken, die aus den Wolken rieselten und das weiße Leichentuch immer mehr verdichteten.

»Der soll doch gehen«, murmelte ich. »Er ist unsicher, John.«

Suko hatte recht. Ich war etwas ungeduldig geworden, denn ich wollte einfach, daß es in diesem Fall voranging. Mein Herzschlag war überdeutlich zu spüren. Die Kälte kroch auch in meinem Innern hoch, und ich atmete erst auf, als sich Sir James dem Ziel nun ohne Unterbrechung näherte.

Er schaute glücklicherweise nicht nach links oder rechts, allein die rote Eingangstür interessierte ihn, und vor ihr blieb er stehen. Für ihn war keine Schelle angebracht worden, ihm erging es ebenso wie uns, und wir waren gespannt, wann sich die Tür öffnete und wie der zunächst einmal reagierte.

Er tat nichts.

Wir aber hörten das Summen. Ein typisches Geräusch, wie es eigentlich nur ein Türöffner abgeben konnte.

Die Entfernung von uns bis zum Eingang war nicht sehr groß. Wir würden uns trotzdem beeilen müssen, behielten Sir James im Auge, so daß wir auch den Ruck mitbekamen, der von seiner rechten Hand ausging, als er die Tür aufdrückte.

»Jetzt!«

Zugleich starteten wir. Der Boden war zwar mit einer dünnen Schneedecke bedeckt, aber nicht so glatt, als daß er uns behindert

hätte. Wir kamen gut weg, begleitet von einem Wirbel aus Flocken, und als wir den Eingang erreichten, da sahen wir den Rücken unseres Chefs, der bereits die Schwelle überschritten hatte.

Die Tür wollte zufallen.

Wir waren schneller. Ich rammte sie mit dem Fuß wieder auf, sah nicht nur Sir James, sondern auch eine halbnackte Chinesin, die uns überrascht anstarrte.

Auch unser Chef wollte sich umdrehen. Ich packte ihn und schleuderte ihn gegen die linke Wand, weg von der Frau. Hinter mir stieß Suko die Tür zu, während ich mich zwischen die Chinesin und Sir James gestellt hatte. »Wie schön, daß wir wieder beisammen sind«, sagte ich.

***

Das ist ein böses Märchen, ein grausamer Alptraum, dachte Percy Quade, so etwas kann nicht wahr sein, da wird man ja verrückt, das ist doch…

Seine Gedanken rissen ab, als er in das Gesicht der blassen Frau starrte und dort eigentlich nur die beiden spitzen Vampirzähne sah, die aus dem Oberkiefer hervorstarrten, als wären sie einfach nur zwei Fremdkörper.

Er hatte sie zu Boden geschlagen. Er hatte ihr durch den Hieb das Gesicht demoliert, aber sie hatte sich erhoben, als wäre nichts geschehen. Als er darüber nachdachte, wurde ihm schon klar, welch eine immense Kraft in diesem ausgemergelt wirkenden Körper steckte. Quade kam auch nicht auf den Gedanken, die Frau als unecht anzusehen. Sie war echt, die Zähne waren echt und kein Gebiß, das man für wenig Geld kaufen konnte. Denn in diesem Fall mischten John Sinclair und sein Kollege Suko mit. Die beiden Geisterjäger ließen sich nicht zum Narren halten, sie hatten es mit echten und nicht mit verkleideten Gegnern zu tun.

Dieses Grinsen war einfach widerlich. Hinzu kam das Leuchten in ihren Augen, das eine Kälte abstrahlte, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte.

Es war die Kälte von Eis, sie war so nicht menschlich, so gierig, und Percy schauderte abermals zusammen, denn er wußte jetzt, daß er von ihr keine Gnade erwarten konnte.

Evana würde ihn angreifen. Vampire tranken Blut. Vampire liebten die Finsternis. In diesem verdammten Keller kam einiges zusammen. Er war deshalb zu einer perfekten Todesfalle geworden.

Todesfalle?

Nein, nicht im eigentlichen Sinne des Wortes. Wer von einem Vampir leergesaugt wurde, war zwar verloren oder auch im gewissen Sinne tot, aber er würde wieder aufstehen und als Untoter andere Menschen

angreifen, um deren Blut zu saugen.

So sah die Regel aus, und sie existierte schon seit Hunderten oder Tausenden von Jahren.

Er stöhnte leise vor sich hin. Es war die erste Reaktion nach dem plötzlichen Schock.

Als er sich bewegte, klirrten die Glieder der Kette gegeneinander. Es war die Musik, die ihm auch in sein weiteres Schicksal begleiten würde, und Quade spürte seinen Magen, der zuviel Säure produziert hatte. Sie stieg in seine Kehle wie ätzender Schlamm. Er ging weiter zurück, bis er gegen die Druckmaschine stieß, da war es dann aus mit der Herrlichkeit.

Evana hatte zugeschaut. Sie lächelte, als sie seinen Bemühungen zuschaute. »Du kommst nicht weit«, flüsterte sie. »Du kommst hier nicht weg! Ich habe hier das Sagen, hast du verstanden? Nur ich!«

»Hau ab!«

»Nein, noch nicht. Ich werde dich als erstes Opfer für heute nehmen, und es wird mir großen Spaß machen, darauf kannst du dich verlassen. Wer zu neugierig ist, der muß bezahlen, so und nicht anders lauten die Regeln. Ich hoffe, du kennst sie.«

»Ja, ich kenne sie.« Quade nickte. Innerlich hatte er sich darauf eingestellt, daß es zu einem weiteren Kampf kommen würde. Auf keinen Fall wollte er sich freiwillig in sein Schicksal fügen. Wie lange er diesen Kampf durchhalten würde, wußte er nicht. Aber darauf kam es ihm auch nicht an.

Das mußte er zur Seite drängen, und er verfluchte sich, daß er keine Waffe bei sich trug. Die lag versteckt in seiner Wohnung, denn die Pistole steckte er nur in Notfällen ein.

Evana nickte ihm zu. Es war so etwas wie ein Startsignal für sie, denn plötzlich schleuderte sie ihren Körper vor. So schnell, daß selbst Quade davon überrascht wurde. Sie wollte ihm an die Kehle oder die Fingernägel durch sein Gesicht ziehen. Zurückweichen konnte er nicht, im Rücken spürte er die Härte der Druckplatte, und dann rammte er sein rechtes Knie hoch. Er traf den harten Körper der Blutsaugerin, er schleuderte ihn auch wieder zurück, so daß die harten Nägel abrutschten und über seine Kleidung glitten, aber nicht über die Haut.

Die Freude über diesen Erfolg war nur von kurzer Dauer. Zwar sank Evana zusammen, fiel auch auf die Knie, das jedoch war ein Trick, denn in dieser Haltung konnten sie blitzschnell mit beiden Händen die Beine des Mannes umklammern.

Sie zerrte daran.

Percy Quade fiel nach hinten. Er hatte Glück, daß sich in seinem Rücken die Stütze befand, so schlug er nicht sofort auf den Boden, aber die Vampirin zerrte weiter.

Quade drehte sich während des Falls. Er streckte noch die Arme vor, weil er sich abstützen wollte, schlug mit dem rechten Ellbogen zuerst auf und ignorierte den glühenden Schmerz. Dicht vor der Druckpresse war er zu Boden gekracht. Er lag auf dem Bauch, beinahe mit dem Gesicht im feuchten Schmier, die Kette hielt ihn fest, er konnte nicht wegkriechen und sich wegen der Fesselung auch nicht normal auf die anderen Seite wälzen.

Dann stürzte sich Evana auf ihn.

Sie sprang in seinen Rücken, als er sich nach links drehen wollte. Quade rutschte wieder zurück in seine alte Lage, diesmal schlug er mit dem Gesicht auf. Sein Geschrei wurde zu einem Gurgeln, dann spürte er die beiden Totenhände am Kragen seiner Jacke, als sie seinen Kopf wieder hochrissen.

Er wußte, was folgte.

Diese blutgierige Bestie würde ihn mit aller Macht wieder nach unten stoßen und sein Gesicht zerschmettern.

Der Schmerz zuckte bei dem Aufprall bösartig durch seinen Kopf, und Quade sah die berühmten Sterne vor den Augen.

Er schlug reflexhaft mit der freien Hand um sich, erwischte mit dem Arm das Gesicht der Vampirin, was der nichts ausmachte, denn sie drosch ihm die knochige Faust in den Nacken.

Das war zuviel.

Etwas strömte durch seinen Körper und machte ihn bewegungsunfähig. Er lag plötzlich wieder auf dem Bauch, die Welt um ihn herum war in Watte gepackt, obwohl es in seinem Schädel mächtig dröhnte. Die Realität in der unmittelbaren Umgebung bekam er nicht mit, und so sah er auch nicht die triumphierend grinsende Gestalt, die hinter ihm kniete und auf ihn hinabschaute.

Evana wischte mit dem Handrücken über ihre blassen Lippen. Sie sahen aus wie Schläuche, die mit einer dünnen Eisschicht bedeckt waren. Eine schmale Zunge drängte sich durch den Spalt und leckte über die Lippen. Dann riß sie ihren Mund auf, der zu einem Maul wurde, aus dem die Zähne spitz hervorstachen.

Es war soweit!

Mit beiden Händen packte sie zu und wuchtete ihr Opfer auf den Rücken. Dabei spannte sich die Kette so straff wie nur eben möglich, und als sie im blassen Schein der Kerze sein Gesicht sah, da wußte sie, daß sie gewonnen hatte.

Dieser Kerl war fertig, er würde ihr keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Mit nahezu wütenden Bewegungen zerrte sie an Quades Pullover, um den Hals freizubekommen.

Sie brauchte Platz für den Biß.

Dann schlug sie zu.

Beide Zähne bohrte Evana in den Hals ihres Opfers. Sehr weit hatte

sie den Mund geöffnet, weil sie keinen Tropfen Blut verlieren wollte. Sie war regelrecht ausgehungert nach dem Lebenssaft, den sie unbedingt benötigte.

Der Agent war zwar angeschlagen, aber weder bewußtlos noch tot. Er bekam mit, als sich die Frau auf ihn warf. Sein Unterbewußtsein aktivierte den Lebenswillen, er wollte nicht zu einem Opfer werden, und als er das Zubeißen der beiden Zähne spürte, da war für ihn die letzte Sekunde zur Rettung angebrochen.

Wenn er jetzt nichts unternahm, war er endgültig verloren.

Nur die linke Hand stand ihm zur Verfügung. Er wuchtete seinen Arm herum, tastete nach und hatte Glück, als die Finger durch das dünne Haar glitten. Sofort faßte er zu. Seine Hand zerrte sich fest.

Ein Blutsauger kann so keinen Schmerz verspüren, doch er hoffte auf die anderen Kräfte, als er den Kopf zurückzerrte.

Dann schrie Percy auf, als sich die Lippen von seinem Hals lösten. Evana hatten den Mund sehr weit geöffnet und sich regelrecht festgebissen. Ein Hautklumpen steckte noch zwischen ihren Lippen, als der Kopf zurückgebogen wurde.

Percy schaffte es, sich in die Höhe zu drücken. Er wollte nur noch leben und überleben, auf sich persönlich konnte er keine Rücksicht mehr nehmen.

Deshalb rammte er seinen Schädel vor.

Es knackte, als er das Gesicht der Blutsaugerin traf. Vielleicht war deren Nase gebrochen, er hoffte es sogar. Diesmal hatte er es geschafft, die schreckliche Gestalt nach hinten zu wuchten.

Sie rollte sogar noch weiter - und auf die Kerze zu. Die Flamme erlosch nicht sofort, sie huschte noch über den Kleiderfetzen der Vampirin hinweg.

Der Stoff fing Feuer.

Die Blutbestie schrie auf. Sie war unfähig, etwas zu tun. Sie saß auf dem Boden und starrte die kleine Flamme an, die über den unteren Kleidersaum kroch und den Stoff immer mehr verbrannte.

Auch Quade sah seine Todfeindin. Nur kam sie ihm vor, als würde sie auf einer Welle tanzen, die sich hin- und herbewegte. Sein Blickfeld war eingeschränkt. Er brüllte seine Not hinaus, darauf hoffend, daß ihn irgendwer hörte.

Evana reagierte endlich. Sie schlug mit beiden Händen auf die Flammen ein. Funken stoben in die Höhe, und sie schaffte es tatsächlich, das Feuer zu löschen.

Brandgeruch durchzog den Keller.

Es war dunkel geworden.

Quade sah sie nur mehr als Schatten. Er hörte sie keuchen oder knurren.

Für sie war die Sache noch längst nicht erledigt. Sie würde es immer

und immer wieder versuchen, bis zum bitteren Ende oder bis hin zur Blutleere.

Oder doch nicht?

Etwas anderes war geschehen.

Dem Mann ging es nicht so schlecht, als daß er nicht den spitzen Schrei gehört hätte. Dieser Schrei war ein Alarmzeichen, und nicht nur für ihn, besonders für die Blutsaugerin, denn sie kam wieder auf die Beine.

Quade konnte es mehr ahnen, aber er hörte plötzlich ihre hastigen und schleifenden Schritte.

Sie verschwand aus dem Keller.

Quade konnte es nicht glauben. Er hockte da und wartete zitternd ab, ob er sich nicht getäuscht hatte. Das Echo der Tritte verklang, und dann erst durchströmte ihn die Erleichterung, und er sank mit einer müden Bewegung nach hinten.

Er konnte nichts dafür, aber er mußte plötzlich weinen wie ein altes Waschweib…

***

Mit einem blitzschnellen Griff hielt Suko die Chinesin fest, als diese in der Tiefe des Ganges verschwinden wollte. Die Kleine wehrte sich noch, wobei sie gegen Suko keine Chance hatte, denn er nahm sie in den Polizeigriff.

Sie wurde ruhig, stand gebückt da, den Kopf dennoch leicht erhoben, und ihre Augen versprühten Blitze. Wenn sie gekonnt hätte, wäre sie uns an die Kehle gefahren.

Sir James tat nichts. Wahrscheinlich war er zu überrascht, um etwas zu unternehmen. Er schaute mich nur an, als hätte er mich noch nie im Leben gesehen.

Ich hatte Zeit, mich umzublicken. Wir befanden uns in einem Flur oder Gang, der durch Spiegel und sie umgebende kleine Glühbirnen in seinen Proportionen verzerrt worden war. Er sah deshalb sehr tief aus und schien zudem in die Unendlichkeit hineinzuführen.

Das Spiegelglas war nicht normal hell. Es hatte eine rauchgraue Farbe, dadurch wurde die Düsternis dieser Umgebung noch stärker unterstrichen.

Es gab nur einen Weg. Den nach vorn. Und dieser Weg endete wieder vor einem von kleinen Glühbirnen umrahmten Spiegel. Aber soweit waren wir noch nicht. Für mich zählte zunächst einmal, daß wir den Eintritt geschafft hatten, alles andere würde sich schon ergeben, und ich war natürlich gespannt darauf, das eigentliche Vampirloch zu betreten, aber ich brauchte noch Informationen.

Vor mir stand Sir James.

Sein Hut war etwas verrutscht, die Brille leicht nach vorn geglitten.

Er schaute mich über den Rand des Bügels hinweg an, und ich war mir noch immer nicht sicher, ob er uns überhaupt erkannt hatte.

Um ihn nicht zu erschrecken, sprach ich ihn mit leiser Stimme an. »Sir James, bitte, hören Sie mich. Wissen Sie, wer hier vor Ihnen steht?«

Er runzelte die Stirn. Dann rückte er seine Brille zurecht. Zumindest war dies eine normale Bewegung. Sie gehörte einfach zu ihm, und wir hatten sie schon sehr oft mitbekommen.

»Reden Sie, Sir James!«

»Blut«, sagte er leise. »Blut… ich will zum Blut. Ich habe es gefunden. Das Blut hat mir den Weg gewiesen. Ich rieche es, und ich rieche es jetzt stärker.«

»wo?«

»Hier.«

»Das ist nicht genau genug.«

»Hinter der Tür!«

»Dort werden wir auch hingehen«, erklärte ich ihm.

»Da ist das Blut!« keuchte er.

Ich lächelte ihn an. »Das weiß ich sehr genau, aber wir werden es uns gemeinsam anschauen.«

Er hob die Schultern. Von einer Sekunde zur anderen war Sir James in eine leichte Lethargie hineingerutscht, das wiederum gab Suko Gelegenheit, sich mit seiner Landsmännin zu unterhalten. Er sprach sie direkt an. »Wie heißt du?«

»Lin.«

»Bist du hier der Chef?«

»Nein.«

»Wer ist es dann?«

»Evana, es ist Evana, und sie wird euch töten. Sie wird euch alle töten.«

»Das laß mal unsere Sache sein. Aber wer ist Evana? Hat sie die Reklamebögen gedruckt?«

»Das hat sie.«

»Mit Blut?«

»Ja, mit altem Blut. Sie hat es bekommen. Es sind nur wenige Tropfen gewesen, aber sie haben ausgereicht. Man hat ihr die Tropfen geschenkt, sie entstammen dem alten Blutstein, und es ist ein Blut, das noch die große Macht enthält. Dracula… der große Vlad Dracula hat sein Erbe in diesem Blutstein hinterlassen. Man hat ihr einige Tropfen abgegeben, verstehst du?«

»Wer tat es?«

»Ich weiß es nicht. Sie hat einen wunderbaren Mann getroffen und mit ihm alles besprochen.«

Suko warf mir einen knappen Blick zu und nickte. Er brauchte keinen

Kommentar abzugeben, denn wir beide wußten Bescheid. Dieser wunderbare Mann konnte eigentlich nur Dracula II alias Will Mallmann sein. Da gab es keine andere Möglichkeit. Er mußte die Vampirwelt oder wo immer er sich aufhielt, verlassen haben, und hatte sich nun auf fremde Pfade begeben. Er selbst war nicht in Erscheinung getreten. Er hatte sich Evana geholt und sie vorgeschickt.

»Wie ging es weiter?«

»Evana liebte das Blut. Sie… sie hat an ihm geschleckt, und sie hat es dann mit Druckerschwärze vermischt. Mit der Hand druckte sie die Bögen, die zahlreiche Menschen hierher führen sollten. Das ist auch geschafft worden. Wer kommen sollte, der kam, und es gibt nichts, was unsere Gäste aufhalten könnte.«

»Wie viele Bögen waren es denn?« fragte Suko.

»Ich kenne die genaue Zahl nicht.«

»Sind schon welche hier?«

»Ja.«

»Ist er«, Suko deutete auf Sir James, »der letzte?«

»Keine Ahnung.«

»Wo ist Evana jetzt?«

»Im Keller.«

»Was befindet sich dort?«

»Sie hat einen Gefangenen gemacht, sie wird ihm das Blut aussaugen. Sie hat ihn an die Druckpresse gekettet.« Nach diesen Worten kreischte Lin plötzlich los, als hätte sie bei ihrer Antwort eine besondere Freude empfunden.

»Und was ist mit Glenda Perkins?« erkundigte sich Suko. »Ist sie hier? Lebt sie noch?«

»Ja, sie lebt.«

»Auch die anderen?«

»Noch«, flüsterte sie, »noch…«

»Wunderbar, Lin, dann wirst du uns führen.«

Als Suko mein Nicken sah, drehte er sich um. Er stieß seine freie Hand in den Rücken der Chinesin und sorgte so dafür, daß sie in die korrekte Richtung ging.

Um Sir James brauchte ich mich nicht zu kümmern. Von allein setzte er sich in Bewegung. Dabei zitterten seine Lippen. Er sprach irgendwelche Worte, die ich nicht verstand, und so mußte ich von seinem Mund ablesen, daß es ihm um Blut ging.

Sir James trottete vor mir her. Durch seinen nach vorn gedrückten Oberkörper wirkte er plötzlich alt. Ich blieb dicht hinter ihm und ließ Suko mit seiner Gefangenen vorgehen. Beide stoppten erst dann, als sie vor der Spiegeltür standen.

Suko gestattete es Lin, sich aufzurichten. Er hielt sie nicht mehr direkt fest, aber er hatte ihr die Mündung der Waffe gegen den

schlanken Hals gepreßt.

Lin drückte die Spiegeltür nach innen.

Natürlich waren wir alle gespannt, in das Zentrum des Vampirlochs zu gelangen. Ich machte mir keine Gedanken, was mich dort erwartete, aber die Haltung meines Chefs straffte sich, kaum daß die Tür geöffnet worden war.

Er sah sich dicht vor dem Ziel. Endlich konnten sich seine Bluttträume erfüllen.

Er ging schneller, ich hielt Schritt. Kurz nach Suko und Lin, die rechts neben der Tür stehengeblieben waren, betraten wir das eigentliche Vampirloch.

Ich staunte.

Es war zwar zu beschreiben, aber die gesamte Szenerie kam mir vor, als wäre sie eingefroren.

Düsternis herrschte vor. Wenn irgendwelche Lichtquellen Helligkeit abgaben, dann nur punktuell, und die einzelner, Lichter waren stets kalt, sie verbreiteten keinerlei Wärme und sahen kurz nach dem Verlassen der Lampen grau aus.

Das war genau die Umgebung, in der sich Blutsauger wohlfühlen konnten.

Ich schob Sir James zur Seite und bekam eine bessere Übersicht. Das gesamte Vampirloch war aufgemacht wie ein altes Gewölbe. Die Wände bestanden nicht aus Mauerwerk, sondern sahen aus wie welliger, grauer Fels - ungewöhnlich echt.

Eine Bar gab es ebenfalls, natürlich Tische und Stühle, an denen die Gäste saßen.

Sie bereiteten mir die größte Überraschung, denn kein Gast rührte sich vom Fleck. Es bewegte sich auch niemand. Männer und Frauen saßen da wie angewurzelt, als wären sie nur Puppen.

»Was ist mit den Menschen hier geschehen?« erkundigte sich Suko bei Lin, denn er verfolgte den gleichen Gedanken wie ich.

»Sie haben den Drink genossen.«

»Dann sind sie nicht tot?«

»Nein, sie warten auf die Herrin und auf ihren Blutbiß. Sie alle werden zu Spendern.«

Die Antwort hatte uns ein wenig beruhigt. Ich war froh darüber, daß jeder hier noch lebte. Und ich nahm auch den widerlichen Blutgeruch wahr, der sich einfach überall hielt. Er strömte aus den Wänden, er hatte sich in den Polstern der Sitzmöbel festgesetzt, er war überall und an jeder Stelle vorhanden.

Es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich aus der Decke ein Blutregen geflossen wäre. Deshalb schaute ich auch in die Höhe, als ich tiefer in das Vampirloch hineinschritt und auch damit rechnete, angegriffen zu werden.

Man ließ mich in Ruhe.
Ich konnte mir die Gäste genauer anschauen. Vor allen Dingen interessierten mich ihre Gesichter, denn nach wie vor suchte ich krampfhaft nach Glenda Perkins, die ebenso wie Sir James zu dem auserwählten Kreis der Opfer gehörte. Da hatte sich Mallmann einen raffinierten Plan einfallen lassen.
Abrupt blieb ich stehen.
Ich hatte Glenda gesehen.
Sie saß zusammen mit einem mir unbekannten Mann an einem Tisch und starrte nach vorn. Gleichzeitig schaute sie auch ins Leere, sie bewegte nicht mal einen Finger. Die Hände hatte sie auf die runde Tischplatte gelegt wie eine brave Schülerin.
Ich schob mich mit einem langen und auch lautlosen Schritt neben sie und beugte mich zu ihr hinab.
Glenda nahm mich nicht wahr. Sie stierte nach vorn, auch dann noch, als ich meine Hand dicht vor ihren Augen auf- und abbewegte. Nicht ein Laut drang über ihre Lippen, obwohl der Mund leicht geöffnet war. Auf mich wirkte sie wie jemand, der nicht atmete, und deshalb durchfuhr mich auch ein heißer Schreck.
Ich beugte auch meinen Kopf vor, weil ich dicht an ihre Lippen herankommen wollte.
Glendas Gesicht war zu einer Maske geworden, über der graue Schatten lagen. Wenig später war ich beruhigt, als ich den Atem spürte, denn ich hatte sie in meiner ersten Furcht auch unter anderem für eine Vampirin gehalten.
Aber Vampire atmen nicht.
Ich stieß sie an.
Sie kippte zur Seite.
Rasch griff ich zu und setzte sie wieder in die alte Position zurück. Dann versuchte ich es mit einer Ansprache, indem ich die Worte nahe an ihrem Ohr flüsterte.
»Hörst du mich, Glenda? Kannst du mich erkennen? Weißt du, wer neben dir steht?«
Sie schwieg.
»Ich bin es. Ich bin…«
Plötzlich drang ein leises Stöhnen aus ihrem Mund, und ich unterbrach mich mitten im Satz. Hatte ich Erfolg gehabt? Wollte sie mir jetzt etwas sagen?
Nein, sie schwieg weiter.
Der Bann mußte gelöst werden, und nicht nur von Glenda Perkins, das stand fest. Aber wie?
»John, nimm dein Kreuz!«
Der Vorschlag kam von Suko. Ich schaute zu ihm hin. In seiner Nähe stand noch immer die halbnackte Chinesin mit ihrer Kette um den

Hals. Als Suko mein Zögern bemerkte, fragte er: »Oder ist dir das Risiko dabei zu groß?«

»Ich kann es versuchen.«

»Okay.«

Nein, das Risiko war nicht zu hoch, denn Glenda stand nur unter einem dämonischen Einfluß. Sie selbst gehörte nicht zu den Schwarzblütern, also konnte sie nicht vernichtet werden.

Nach ihrem Stöhnen hatte sie nicht mehr reagiert und war wieder in ihre alte Lethargie zurückgefallen.

Ich holte das Kreuz unter dem Pullover hervor. Erwärmt hatte es sich nicht, denn es spürte keine unmittelbare Gefahr. Die Kette streifte ich nicht über den Kopf, denn ich wollte den Talisman weiterhin an meinem Körper lassen.

Ich bewegte meine rechte Hand, mit der ich das Kreuz festhielt. Dabei geriet es in den Strahl einer Lampe, die schräg in die Decke eingelassen worden war.

Der Reflex zuckte wie ein schimmernder Blitz durch den Raum. Entweder wurde er oder das Kreuz selbst von Lin wahrgenommen, denn urplötzlich erwachte sie aus ihrer Erstarrung und schrie gellend auf.

Dabei öffnete sie den Mund so weit wie möglich, und zum erstenmal sah ich, daß wir eine Blutsaugerin vor uns hatten…

***

Schreie!

Evana hatte sie gehört. Spitz, grell, sehr ängstlich, und sie waren von dort gekommen, wo sich das Vampirloch befand. Die Blutsaugerin konnte sich nicht vorstellen, daß einer der Gäste geschrieen hatte, außerdem war sie schon lange genug mit Lin zusammen, um erkennen zu können, daß sie den Schrei ausgestoßen hatte.

Und er hatte nicht triumphierend geklungen. Er war einfach schrecklich gewesen und hatte ihre Angst bewiesen.

Hier unten lag das Opfer. Es war ihr sicher. Aber oben befand sich Lin in Schwierigkeiten.

Evana mußte sich entscheiden.

Und sie entschied sich für Lin.

Sie ließ Percy Quade liegen, der alles nicht mitbekam und nur froh sein konnte, eine Galgenfrist erhalten zu haben.

Evana aber huschte durch den stockfinsteren Keller. Sie war kein Mensch mehr, auch wenn sie so aussah, und sie konnte sich im Dunklen bewegen wie ein Katze.

Lautlos brauchte sie dabei nicht zu gehen. Sie wich nur einigen Gegenständen aus, die ihr im Weg standen, hatte sehr bald die geschwungene alte Treppe erreicht und hetzte die ersten Stufen hoch.

Auf der Treppenmitte ging sie langsamer, denn sie rechnete auch mit einer bösen Überraschung und wollte nicht blauäugig in die Falle laufen.
Oben mußte die Hölle los sein. Etwas ging mit einem harten Klirren zu Bruch, wieder wehten ihr die Schreie entgegen, und dann hörte sie einen Schuß…

***

Lin hatte das Kreuz gesehen und war nicht mehr zu halten. Das Kreuz, ausgerechnet dieses Symbol des Sieges gehörte zu den Urfeindbildern der Blutsauger.
Mein Kreuz war zudem noch stärker als ein normales aus Holz, und Lin spürte seine Macht, deshalb hatte sie es auf ihrem Platz nicht ausgehalten und huschte in die Düsternis des Raumes.
Sukos Hand zuckte hoch. Er hätte schießen können, aber das Ziel war verschwunden. Einfach weggetaucht an einer für uns nicht einsehbaren dunklen Stelle.
»Licht!« rief ich und drehte mich um. »Verdammt, gibt es hier denn kein Licht?!«
Niemand antwortete mir.
Ich sah, daß Suko quer durch den Raum lief und die Verfolgung aufnahm. Zuerst mußte er die Person einmal finden. Mich lenkte Sir James ab, der nicht mehr an seinem Platz stehengeblieben war und mit tappenden Schritten auf einen der Tische zuging. Er würde mir dabei in die Quere kommen, stierte mich hinter seinen Brillengläsern an und konnte auch das Kreuz nicht übersehen.
»Blut«, murmelte er. »Das Blut… ich spüre seinen Geruch… es zieht mich an, es will zu mir…«
»Hören Sie auf!«
Er ging weiter.
Ich mußte ihn einfach aus dem Weg haben, und bevor er sich versah, hatte ich zugegriffen. Meine Hände umklammerten seine Schultern. Der dicke Mantelstoff schwächte seinen Griff zwar ab, er war trotzdem hart genug, um seine schwache Gegenwehr zu ersticken.
Er ging wie ein aufgezogenes Spielzeug zurück, und dann drückte ich ihn nach unten.
Sir James fiel in einen leeren Sessel hinein, wobei ich hoffte, daß er dort auch blieb.
Ich drehte mich um, weil ich Schritte gehört hatte. Suko war auf dem Weg zur Bar. Ihm war meine Drehung aufgefallen, er winkte mir zu, ohne seinen schleichenden Gang zu unterbrechen. »Ich denke, sie steckt hinter der Bar.«
»Okay, hol sie dir.«
Ich wollte die anderen im Auge behalten, die durch den Blutgeruch

des Reklamezettels süchtig geworden waren. Dazu zählten auch Glenda und Sir James.

Mein Chef wollte nicht an seinem Platz bleiben und versuchte, sich zu erheben.

»Nein!« peitschte meine Stimme.

Er zuckte zurück.

Die anderen Gäste hatten sich nicht gerührt. Sie blieben wie angeleimt auf den Plätzen hocken.

Sekunden verstrichen, in denen nichts passierte. Nur Suko suchte weiter. Er bewegte sich an der Außenseite der halbkreisförmigen Bar entlang, hielt die Beretta in der rechten Hand und mußte seinen Oberkörper nach rechts drücken, um über die Bartheke hinwegschauen zu können.

Lin zeigte sich nicht.

Suko ging weiter.

Nach zwei Schritten blieb er stehen. Er holte seine kleine Leuchte hervor. Wahrscheinlich wollte er von einer der beiden Längsseiten in den dunklen Raum hinter der Bar leuchten.

Dazu kam es nicht mehr.

Hinter der Theke flog ein Schatten hoch. Es war Lin, und wieder brüllte sie auf. Sie hatte den rechten Arm in die Höhe gerissen, hielt irgend etwas in der Hand, das ich nicht erkennen konnte, aber es sah nach einer Waffe aus.

Sie rammte den Arm nach unten.

Ob sie damit nun auf Sukos Kopf oder auf seinen Körper zielte, war nicht zu erkennen, jedenfalls blitzte dieses Ding in der Bewegung auf, und Suko mußte sich mit einer irrsinnig schnellen Bewegung zurück und weg von der Bar werfen.

Mit einem harten Geräusch, dem ein Splittern folgte, hackte der Gegenstand in das Holz der Theke, und erst jetzt wußte ich, was es war. Ein verfluchter Eispickel, der, wuchtig geschlagen, auch einen Menschen töten konnte.

Er hatte Suko nicht erwischt, und Lin heulte vor Trotz auf. Sie zerrte den Eispickel wieder aus dem Barholz, um erneut auszuholen, denn sie hatte gesehen, daß Suko wieder hochkam.

Zu einem Schlag kam sie nicht mehr.

Die geweihte Silberkugel war schneller. Sie erwischte Lin noch in der Ausholbewegung und schleuderte sie nach hinten. Mit dem Rücken prallte sie gegen das Flaschenregal, wo zahlreiche Gläser und auch Flaschen ihre Plätze gefunden hatten.

Das große Klirren wurde für die Blutsaugerin zur Todesmelodie. Zwar schaffte sie es noch, sich irgendwo festzuhalten, aber ihre Kräfte ließen rapide nach.

Sie sackte vor unseren Augen zusammen, und ihr verzerrtes Gesicht

verschwand wie ein Schatten.

Dann kippten die Flaschen und Gläser. Sie fielen in die Lücke, und sie landeten auf Lins Körper und begruben ihn unter sich.

Suko drehte sich.

Er zielte in den Raum hinein, aber es war niemand da, der ihn hätte angreifen wollen.

Auch Sir James tat nichts. Obwohl er diesen Drink nicht genossen hatte, saß er unbeweglich auf seinem Platz, als wäre ihm erst jetzt klargeworden, daß es keinen Sinn hatte, etwas gegen uns zu unternehmen.

Nachdem das Echo des Schusses verklungen war, spürten wir die Stille doppelt so tief. Wir waren auch nur drei Personen, die sich normal bewegten und entsprechend atmeten.

Suko kam auf mich zu. Sein Gesicht wirkte im Schein der Lampen noch grauer als sonst.

»Das war hautnah, John.«

»Du warst gut.«

»Okay, danke, dann holen wir uns jetzt Evana. Sie muß doch hier irgendwo stecken.«

»Im Keller.«

Suko runzelte die Stirn. »Bist du sicher? Ich nicht, denn sie wird den Lärm gehört haben. Ich kann mir vorstellen, daß sie kommt, um nachzuschauen.«

»Ich werde nicht warten.«

»Warum nicht?«

»Da unten liegt noch ein Opfer, wenn ich mich richtig erinnere.«

Sukos Augen blitzten. »Verdammt, das stimmt. Los, dann laß uns verschwinden!«

Mit einem beruhigten Gefühl ging ich wahrlich nicht. Es war besser, wenn wir zu zweit nachschauten, denn wir bewegten uns in einem unbekannten Gelände.

Sir James würde nichts tun. Er wartete ebenso wie die anderen auf das untote Wesen namens Evana.

Suko fand den Weg in den Keller. Die Treppe lag hinter einer dunkel gestrichenen Tür. Es war sein Glück, daß er die Lampe eingeschaltet hatte, sonst wäre er über die erste Stufe gestolpert und möglicherweise gefallen. Ich ging hinter ihm her. Das Kreuz tanzte bei jeder Bewegung vor meiner Brust, und ich wollte den Vampir sehen, der sich ihm entgegenstellte…

***

Nicht nur Menschen sind in der Lage, eine gewisse Schläue zu entwickeln. Vampiren ergeht es ebenso, und da machte auch eine Unperson wie Evana keine Ausnahme.

Nachdem das obere Drittel der Treppe vor ihr lag, die Schreie und der Schuß verklungen waren und wieder Ruhe eingekehrt war, drückte sie sich an die Wand und dachte nach.

Für sie stand fest, daß es nicht so optimal gelaufen war, wie sie es gern gehabt hätte. Aus diesem Grund mußte sie zunächst abwarten. Hinzu kam, daß sie sich in einer Umgebung befand, in der sie sich nicht verstecken konnte. Wer immer von oben her die Treppe betrat, der mußte sie einfach sehen.

Daraus zog sie die Konsequenzen.

Auf Händen und Füßen, so lautlos wie möglich, legte sie den Rest der Strecke zurück. Ebenso schlangengleich glitt sie in das Vampirloch hinein, wo sie besonders vorsichtig war und sich nicht auf die Bar zubewegte. Die entgegengesetzte Richtung paßte ihr besser, denn dort lagen einige Decken auf dem Boden, versteckt hinter einem dunklen Sichtschutz der ihr normalerweise als Deckung diente, wenn sie sich mit ihren Opfern beschäftigte. Es waren Fremde eingedrungen, zwei gefährliche Männer, das sah sie sofort, die aber sprachen davon, in den Keller zu gehen und sie dort zu suchen. Evana lächelte, als sie das hörte. Etwas Besseres konnte ihr gar nicht passieren.

Sie verhielt sich totenstill.

Nur die Schritte der Männer waren zu hören, als sich die beiden von ihr entfernten. Sehr genau lauschte sie den Geräuschen nach und war zufrieden, als sie leiser wurden.

Die beiden verschwanden, sie tauchten einfach weg.

Evana verzog den Mund.

Es war ein kaltes Lächeln, das ihr Gesicht in der unteren Hälfte zeichnete. Noch immer lautlos erhob sie sich hinter ihrer Deckung. Niemand hatte sie bisher gesehen oder gehört, aber das würde sich ändern, denn nach zwei Schritten schon war sie um die linke Seite des Sichtschutzes herumgegangen - und trat ins Freie.

Jetzt war sie sichtbar, wobei sie sich an exponierter Stelle aufhielt. Von diesem Platz aus konnte sie von den meisten Gästen gesehen werden.

Auch von Sir James.

Und der stand mit einer ruckartigen Bewegung auf. »Blut«, sagte er nur, »Blut…«

***

Wir hatten den Keller erreicht und auch gesehen, was sich hier abgespielt hatte.

Da stand die alte Druckpresse, auf der die süchtig machenden Reklamezettel hergestellt worden waren, aber das interessierte uns nur in zweiter Linie.

Wichtig war der Mann. Man hatte ihn an die schwere Presse gekettet,

und er hätte schon die Kräfte eines Herkules haben müssen, um sie zur Seite zu zerren.

Die besaß er nicht, und er war auch verdammt angeschlagen, blutete am Hals, wo ihm ein Stück Haut fehlte, aber er war kein Vampir. So tief hatte der Biß nicht gereicht. Ich hatte es Suko überlassen, die Fragen zu stellen und hörte nur zu.

So erfuhren wir von seiner Neugierde, die ihn in diese Gegend getrieben hatte, aber auch in eine Falle, aus der er sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte.

Er sprach, und seine Worte waren immer wieder von einem schweren Stöhnen unterbrochen. Aber sein Bericht versetzte uns auch in eine Alarmstimmung, weil Evana hier unten nicht mehr zu finden war.

»Sie ist dann verschwunden…«

»Wohin?« fragte Suko.

»Weg.«

»Nach oben.«

»Ja, ich glaube.«

Mein Freund schaute mich an. »Verdammt, John, wir haben genau das Falsche getan…«

Das wußte ich selbst und befand mich schon auf dem Weg zur Treppe…

***

Nichts hätte Evana größere Freude bereiten können als dieser eine Begriff, denn vom Blut der Menschen lebte sie. Es sorgte für ihre Existenz, und jeder, der sie darauf ansprach, war ihr willkommen, auch dieser Mann.

Sie schauten sich an. »Du bist spät gekommen, ich habe dich hier noch nicht gesehen. Bist du der letzte aus dem Reigen?«

»Ja. Ich bin Sir James.«

Sie nickte. »Ja, ich erinnere mich, auch dir einen Reklamezettel beigelegt zu haben. Ich habe sehr genau auf die Worte meines großen Gönners geachtet. Mallmann riet mir, nicht nur die Personen um John Sinclair zu beglücken, sondern sie geschickt zu verteilen. Ich habe auf dich gewartet, und ich freue mich, dich zu sehen.« Sie winkte ihm mit beiden Händen zu.

»Die letzten werden die ersten sein, heißt es. Bei dir möchte ich dieses Sprichwort erfüllt sehen. Du darfst dich darauf freuen, mir als erster dein Blut zu geben.«

Sir James nickte. »Ich bin stolz darauf.« Er wollte vorgehen, doch Evana hatte etwas dagegen.

»Nein, ich komme zu dir.«

Sir James wartete. Er hatte seinen Hut inzwischen abgenommen und ihn neben dem Sessel auf den Boden gelegt. Die großen Augen hinter

den Brillengläsern hatten einen unsteten Blick bekommen.

Ob es Furcht oder Erwartung war, konnte wohl niemand erfassen, das wußte er nur selbst. Er schleckte über seine Lippen, bevor er davon sprach, daß er sein Blut gern abgeben würde.

»So ist es richtig«, flüsterte Evana. Während ihrer Worte ging sie die letzten Schritte.

Vor ihm blieb sie stehen. Sie schauten sich an.

Blicke bohrten sich ineinander, und Evana konnte allein dadurch einen Befehl erteilen.

Sir James setzte sich wieder hin. Er tat es mit sehr langsamen Bewegungen und hatte dabei nur Augen für die Frau, denn den Kopf hielt er zurückgedrückt.

Sie lächelte ihn an und öffnete dabei den Mund.

Sir James sah die beiden spitzen Vampirhauer.

Er stöhnte sacht.

Nicht aus Angst, sondern aus einem anderen Grund. Es war ein wohliges Geräusch, das seine Kehle verlassen hatte. Zudem war er stolz darauf, daß sich Evana ausgerechnet ihn als ersten ausgesucht hatte, um ihn in ihre Welt zu ziehen.

Der Superintendent lehnte den Oberkörper so weit zurück, daß sein Nacken die Sessellehne berührte.

Der Blick war jetzt gegen die Decke gerichtet. Sie kam ihm vor wie ein rauchschwarzer Himmel, in den nur an vereinzelten Stellen die Lichter wie winzige Sterne glühten.

»Die Seligkeit des Totenreichs wird dich umfangen«, flüsterte sie ihm zu, wobei sich das Gesicht der Blutsaugerin immer mehr seinem Kopf näherte. Sir James trug ein Hemd mit einer korrekt gebundenen Krawatte.

Evana zerrte den Knoten nach unten. Dann riß sie das Hemd so hart auf, daß die Knöpfe zur Seite sprangen.

Jetzt war sie zufrieden.

Sie beugte sich vor.

Mit der Zungenspitze leckte sie über die linke Halsseite des Mannes, und dabei stöhnte sie wohlig auf. Auch Sir James genoß die Nähe. Er zitterte innerlich, weil er es kaum erwarten konnte, den Biß zu erhalten. Er war der erste, andere würden folgen.

»Jetzt!« zischte Evana und biß zu!

***

Im selben Augenblick zerplatzte ihr Kopf!

Suko und ich wußten nicht, ob wir noch rechtzeitig genug gekommen waren. Wir hatten nur gesehen, wie Evana über dem Opfer, Sir James, stand und hatten auch ihren Befehl gehört, mit dem sie sich selbst zu dieser Untat antrieb.

Zugleich hatten wir geschossen, und zugleich hatten wir auch ihren Kopf getroffen.

Zwei geweihte Silberkugeln jagte ihn auseinander. Wir hatten einfach auf Nummer Sicher gehen müssen, denn keiner von uns wollte, daß sie in einer letzten Zuckung noch einmal zubiß.

Die Gestalt mit dem zertrümmerten Kopf wurde von Sir James weggefegt wie ein großes Blatt Papier. Sie sah fürchterlich aus, als sie auf dem Boden landete, denn eine weißlichrote Flüssigkeit vermischte sich mit den Knochentrümmern und dem Fleisch ihres Schädels. Zum Glück blieb sie außerhalb des Lichtscheins liegen, und wir konnten uns endlich um Sir James kümmern.

Ich strahlte mit der Lampe seinen Hals an. Was ich dort sah, gab mir Hoffnung.

Keine Bißwunden, kein durch Zähne herausgezerrtes Stück Haut, nur eine speichelnasse Stelle, die von der Zunge der Untoten geschaffen worden war. Sir James schaute mir in die Augen, ich blickte ihn an, und ich wußte nicht, ob er mich erkannte.

Jedenfalls war er außer Gefahr. Ich ließ ihn allein sitzen und ging dorthin, wo Glenda Perkins ihren Platz gefunden hatte. Suko stand bereits neben ihr. Er hielt ihre Hand fest, Glendas Arm war halb erhoben, aber er sah sehr schlaff aus.

»Und?« fragte ich.

»Keine Reaktion.«

Ich war enttäuscht, denn ich hatte damit gerechnet, daß der Bann nach der Vernichtung der Blutsaugerin gebrochen war. Bei keinem der Gäste war es der Fall gewesen, und uns blieb nur eine Möglichkeit. Wir würden Ärzte kommen lassen, die sich um die Menschen kümmerten und sie mit Hilfe eines Gegenmittels aus diesem Suchtzustand hervorholten. Selbst Sir James, der den Drink nicht zu sich genommen hatte, spürte noch die Kraft des anderen Blutes in sich.

»Ich werde mal nach einem Arzt telefonieren, nach einem Spezialisten«, sagte Suko.

»Ja, tu das. Auch nach einem Schlosser, damit der Percy Quade von seiner Kette befreit.« Ich fühlte mich müde, überhaupt nicht gut. Und ich konnte nur hoffen, daß die Mediziner herausfanden, was den Menschen eingeflößt worden war, um entsprechende Gegenmittel einzusetzen.

***

Sie hatten es, meine Furcht war unbegründet. Noch am späten Abend war wieder alles in Ordnung, und sie konnten aus der stationären Behandlung entlassen werden.

Ich wollte nicht wissen, was den Gästen eingeflößt worden war,

wichtig war nur, daß zwei Menschen wieder voll auf dem Damm waren.

Glenda Perkins und Sir James.

Etwas blaß um die Nasen verließen wir gemeinsam das Krankenhaus. Nach Hause wollte niemand fahren, weil es noch viel zu bereden gab. Wir entschieden uns, in meine Wohnung zu gehen. Dort konnten wir uns ungestört unterhalten.

Sir James hatte besonders unter den Vorgängen zu leiden, auch deshalb, weil er sich kaum noch an etwas erinnern konnte. Er blühte erst wieder auf, als wir ihm erklärten, daß er sich auch außerhalb seiner eigenen Kontrolle wie ein Gentleman benommen hatte…

ENDE